Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 14 (1928)
Heft: 52

Anhang: Die Lehrerin : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule"

1928

XIV. Jahrgang

Gedruckt im Verlag Otto Walter A.-G., Olten

Inhaltsverzeichnis der „Lehrerin" 1928

I. Skizzen.

Zum neuen Jahr. Von Marie Keiser. S. 1.
Eine liebe Neujahrsgabe. Von H. v. A. S. 2.
Lehrerin und Kind. Von J. M. S. 3, 11.
Eine viel umstrittene Frage. Von H. v. A. S. 5.
Der Schulkinematograph. Vorführung an einer Lektion von Frl. Dr. Julia Gisi, Basel. Von M. A. S. 8.
Der Kinoteufel. Eine wahre Fastengeschichte. Von H. v. A. S. 9.
Fastenbetrachtung. Von J. M. S. 13.
Der katholische Film. Von Pierre L'Ermite. S. 15.
Lehrerin und Kind am weißen Sonntag. Von J. M. S. 17.
Mütterlichkeit. Von Elsbeth Friedrich. S. 19.
Eine merkwürdige Schule und eine eigenartige Lehrerin im 17. Jahrhundert. Von P. Leo in Mehrerau. S. 21, 36, 41, 47.
Die alte Linde. Von Ida Minder. S. 24.
Kinderskizzen. Von J. M. S. 27.
Fräulein Heinen in Baden. Vom M. Schlumpf. S. 29.
Liturgische Maitagung der Sektion „Gallus". Von M. F. S. 30.
Blumenskizzen. Von J. M. S. 33.
Beuron. Von E. Sch. S. 37.
Ferien. Von J. M. S. 40.
Segen ist der Mühe Preis. Von Martha Jäggi. S. 47.
Plauderei aus Spanien. Von H . . . r. S. 50, 54, 62.
Wandern. Von M. R. S. 52, 59.
Ein Weihnachtsabend. Von J. M. S. 63.

II. Gedichte.

Leid und Freund! Von M. K. S. 12.
Königskind. Von J. M. S. 12.
Einem Kinde zur ersten hl. Kommunion. Von J. M. S. 18.
Sommerlieder. Rosen. Von J. M. S. 34.
Sommerlieder. Am See. Wellen. Von J. M. S. 40.

III. Verschiedenes.

„Saffa". S. 14, 26, 46.
Einführungskurs für Mädchenturnen in Menzingen. Stundenplan. Von M. Keiser. S. 18.
Ferienkurs in Belmont, Hereford, England. S. 19.
† **Jungfrau Elisa Ziegler,** Lehrerin. Von W. D. S. 32.
Lehrerinnenturnkurs in Menzingen. Von B. S. S. 32.
Lehrerinnen-Ferienkochkurs in Altstätten. S. 35.
Haupt- und Delegiertenversammlung des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen. Von M. P. S. 34.
Briefkasten. S. 48.
3. Tagung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Lehrerinnen deutscher Zunge. Von R. B. S. 19, 55.
Bericht über die Delegiertenversammlung des Vereins katholischer Lehrerinnen. Von R. R. S. 53.
Vereinsberichte. Von L. S. 60.

14. Jahrgang Nr. 1 19. Januar 1927

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Zum neuen Jahr — Eine liebe Neujahrsgabe — Lehrerin und Kind —

Zum neuen Jahr

Meine lieben Kolleginnen!

Nun sind wir wieder an der Krippe des göttlichen Kindes gekniet und haben ihm gehuldigt, dem König unserer Herzen. Und wir stellen uns für die Zukunft wieder ganz in seinen Dienst. Wir wollen Jesus hineintragen in unsere Schulen, in die Herzen unserer Kinder, in die Familien unserer Gemeinde. Wie können wir mit unsern bescheidenen Mitteln, über die Schule hinaus etwas tun, damit christliche Gesinnung die Familien beherrsche? Es gibt da verschiedene Wege. Heute möchte ich der Unterstützung der guten Presse das Wort reden. Wie kannst Du, liebe katholische Lehrerin, das tun?

1. Halte selber eine gute Zeitung! Nur eine? O, nein, das wäre zu wenig. Vor allem wirst Du eine Berufsschrift halten und die heißt für unsere Verhältnisse natürlich in erster Linie Schweizerschule mit unserem Vereinsorgan: Die Lehrerin. Dann eine katholische politische Zeitung und wenigstens ein Blatt zur Förderung der Missionen. Dann gibt es so viele religiöse und soziale Interessen, die auch noch berücksichtigt werden sollten. Sei nicht engherzig, sondern großzügig, wo es sich um das Gute handelt!

2. Lies auch die Zeitung! Es ist ja natürlich unmöglich, alles zu lesen, was uns auf dem Tisch liegt. Aber lies wenigstens die „Lehrerin“, die wichtigsten Sachen aus der „Schweizerschule“. In den Tagesblättern sind die Leitartikel auch für Dich. Wenn das eitle Mädchen, jetzt im Dezennium der Beineverherrlichung, sucht, wo man am besten helle Strümpfe und Spangenschuhe kaufe, so stehst Du mit Deinen Grundsätzen über diesen Dingen und hast höhere Interessen.

3. Liebe Kollegin! Nimm einmal die Feder und schreibe selber etwas. Du kannst das nicht? O, freilich kannst Du das. Probiers nur einmal! Schreib' einmal in die „Lehrerin“, teile etwas von Erfahrungen mit. Es wäre dies eine große Freude für die gute Redaktorin. Nur nicht zu bescheiden sein. Oder stelle Deine Feder in den Dienst einer Frauenzeitung!

4. Wirb für eine gute Zeitung! Ja, wirb! Laß es Dir nicht gleichgültig sein, was Deine Verwandten und Bekannten, die Eltern Deiner Kinder lesen. Ein gutes Wort findet einen guten Ort, Liebe und Klugheit werden Dich die rechten Wege finden lassen. Wenn Du ein gutes Blatt ins Haus hinein bringst, so hast Du ein gutes Werk getan, das auf Jahrzehnte hinaus den Geist einer Familie beeinflußt. Der Mensch ist, was er liest. Willst Du nicht ein schlimmes Blatt durch ein gutes verdrängen? Sei hier nicht Optimist! Siehe die Gefahr! Sei eine Mitarbeiterin für Gottes Werk!

Ich gehe noch weiter und bitte Dich: Bezahle für diese oder jene Familie eine gute Zeitung! Ich kenne eine katholische Lehrerin, die jährlich gegen 100 Franken ausgibt, indem sie glaubensschwachen Familien ein gutes Blatt bezahlt, ohne daß diese wissen, wer ihnen dies gute Werk tut. Ich meine, das ist ebenso nobel, als glaubenswarm.

Nicht wahr, meine liebe, gute Kollegin, wir wollen wirken, so lange es Tag ist? Der Segen des göttlichen Kindes wird nicht ausbleiben und sein Lohn auch nicht.

Indem ich alle dem lieben Christkind empfehle, sende ich allen meine besten, wärmsten Grüße und Glückwünsche zum neuen Jahre.

Aarau, 3. Januar 1928.

Marie Keiser.

Eine liebe Neujahrsgabe

bietet uns die Verlagsanstalt Benziger in den drei weitern, vornehm ausgestatteten und mit eindrucksvollem Bilderschmuck versehenen Büchlein „Danken und Dienen von H. H. Prälat Stadtpfarrer Franz Weiß in Zug.

Im fünften Bande, „Danken und Dienen aus Liebe zum hl. Vater" schreibt der Verfasser Seite 83: „Im Widerstreit der modernen Meinungen gibt es kaum einen höhern seelischen Genuß, als sich zu laben und sich zu erheben an der geschlossenen und gefestigten Einheit unserer heiligen Kirche."

Ich möchte diese Worte auf das vorliegende Werk selbst anwenden. Wie wohl tut es dem suchenden Geiste, der sich über die tiefsten und wichtigsten Fragen orientieren möchte, wenn er sich aus dem Wirrwarr der gelehrten Ansichten, die sich — auch in katholischen, führenden Zeitschriften — so oft widersprechen und befehden, in diese reine, klare Höhenluft der ewigen Wahrheiten versetzt sieht! Es ist eine wunderbare Einfachheit und Sicherheit, die aus diesem Büchlein atmet, eine Klarheit, die an die klassische Formulierung des Katechismus erinnert, aber aus der Zeitlosigkeit des Katechismus in unsere modernen Tage hineingreift, jene Fragen und Probleme, die uns am meisten beschäftigen und beunruhigen, heraushebt und eben wieder an den Katechismuswahrheiten mißt und ruhig und selbstverständlich löst. Der Verfasser tritt den Zweifeln und der zersetzenden Kritik des Zeitgeistes mit einem echten und sieghaften, weil eben christlichen Optimismus entgegen, einer Geistesrichtung, die uns heute vor allem not tut. Wie schon in dem frühern Werke „Tiefer und treuer" stützt er seinen Beweise auf die Worte der hl. Schrift und auf die Aussprüche der Kirchenväter; er baut auf Felsengrund und nicht auf die Sandwüsten moderner Schriftsteller; daher wohl die frohe Zuversicht, die den Leser erfaßt, wenn er sich in die Bücher von Franz Weiß vertieft.

Im Bande, „Aus Liebe zur hl. Kirche", tritt der Verfasser mit aller Entschiedenheit und Deutlichkeit, aber auch mit inniger Herzenswärme für die Würde und Rechte, für die Erhabenheit und Größe der katholischen Kirche ein. Aber er kennt auch alle Einwände, die gegen die Kirche erhoben werden, selbst von Katholiken; er geht ein auf das Zweifeln und Zaudern, das so viele Seelen von einer restlosen Hingabe an die Kirche zurückhält, und er hat ein ganzes Kapitel der für Andersgläubige so heikeln Lehre von der alleinseligmachenden Kirche gewidmet. Die Kirche denkt immer großzügig; sie ist weitherzig und allumfassend, wie die Christusliebe es ist, und diesen Standpunkt vertritt auch der Verfasser. Wer Kirche sagt, der sagt Christus — aus diesem Grundgedanken holen seine Werke ihre Wärme und überzeugende Kraft.

Es war ein trefflicher Gedanke des H.H. Prälaten, unmittelbar nach dem Jubeljahr einen Band seines Werkes dem Papste zu widmen. Rom und das heilige Jahr werfen ihren verklärenden Glanz auf diese Kapitel, und wer immer das Glück hatte, die Jubiläumswallfahrt zu unternehmen, der wird sich mit besonderer Freude in diesen fünften Band vertiefen. Die übernatürliche Auffassung des Papsttums bildet die Grundlage dieser Erörterungen, und wie sich der Verfasser im vierten Band mit den Gegnern der alleinseligmachenden Kirche auseinandersetzt, so widerlegt er hier die alten, und doch immer wiederkehrenden falschen Anschuldigungen gegen die päpstliche Unfehlbarkeit. Wenn die Andersgläubigen diese Richtigstellungen doch einmal lesen und annehmen wollten — aber eben, es ist zu bequem, die alten Vorurteile als Waffen zu gebrauchen! Und wie gut würden auch manchen Katholiken die Erklärungen über den Antimodernisteneid tun, oder die sichere, grundsätzliche Wegleitung in der heute wieder so viel umstrittenen und besprochenen „römischen Frage"! Mit besonderer Liebe und feinem Einfühlen ist das Kapitel „Die Traurigkeit und die Freudigkeit des heiligen Vaters" geschrieben.

Die Gemütstiefe und Innigkeit des Verfassers kommen so recht zum Ausdruck im sechsten Bande: „Aus Liebe zum Heiland". Da quellen die Gedanken und Worte und Anmutungen nur so hervor und singen das Hohelied der Liebe Christi, der Güte und Demut des Gottmenschen. Und wie in den vorhergehenden Bänden Kirche und Papsttum auf Christus gegründet und in Christus hineingebaut erscheinen, so spielen in diesem Band, der dem Heiland gewidmet ist, Kirche und Papsttum immer wieder herein. Es ist eine sichere Einführung in die wieder neu auflebende und doch so uralte liturgische Wahrheit des „Christus mysticus"; deswegen sind auch die Kapitel über Eucharistie, Opfer und Kommunion besonders eindringlich und liebevoll behandelt. Der praktische und erfahrene Seelsorger weiß aber auch in diesem Bande die zweifelnden und so gerne kritisierenden Geister selbst unter den Katholiken zu finden und widmet ihnen in helfendem und befreiendem Verständnis die Abschnitte über die Herz-Jesu-Verehrung und über die neue Andacht zum Königtum Christi.

So sind die drei neuen Bände „Danken und dienen" trostreiche, sichere Führer für jede Seele, und wir danken dem hochwürdigen Herrn Ver-

fasser wohl am besten dafür, wenn wir recht eifrig für deren Verbreitung besorgt sind. Ist es nicht ein Werk echtester Nächstenliebe, den zerrissenen oder doch zagenden Gemütern unserer Zeit wieder zum sieghaften Optimismus unseres heiligen Glaubens zu verhelfen? Und wenn je Bücher und Schriften diese Liebestat verbreiten, unterstützen und vollenden helfen, dann sind es in erster Linie die Bändchen „Danken und dienen" von H. H. Prälat und Stadtpfarrer Franz Weiß. H. v. A.

Lehrerin und Kind

Darüber nachzudenken, über das Verhältnis von Lehrerin und Kind, ist von großem Wert. Schulehalten heißt nun einmal, nicht bloß den Kindern irgend einen Schulstoff eintrichtern, sondern weit mehr. Das Verhältnis von Lehrerin und Kind ist eine lebendige Beziehung, die im Leben des Kindes eine große und unlöschbare Wirkung ausübt. — Der Eindruck, den das Kind vom bösen Lehrer bekommt, ist z. B. so nachhaltig, daß Angstträume bei Erwachsenen sehr oft diesen Eindruck verarbeiten. Die Kindereindrücke sind ja so bildsam, daß sie für das ganze spätere Leben und Träumen in irgend einer Form gestaltend wirken, allerdings mehr unbewußt als bewußt.

Da kommt das Kind zum erstenmal zu dir. Mit welchem Vertrauen, welchem Glauben hebt es seine Aeuglein zu seiner Lehrerin empor. In ihr sieht es sein Ideal, die Verkörperung alles Lieben und Guten. An dir liegt es nun, dem Kinde das zu sein, was es von dir erwartet, oder es zu enttäuschen. Findest du das richtige Verhältnis, die rechte Beziehung zum Kinde, dann wirst du immer siegen.

Das Grundverhältnis von Lehrerin und Kind, wie soll es beschaffen sein? — Es soll so sein, daß das Kind ohne Zwang und mit Freuden in die Schule geht. Die Lehrerin muß wie die Mutter, ja vielleicht noch mehr und geklärter das Kind verstehen. Und was noch wichtiger ist, das Kind muß sich von der Lehrerin verstanden fühlen. Es darf nicht verschüchtert werden durch eine falsche Strafmethode, sondern das kindliche Vertrauen muß dabei erhalten bleiben. Gegenüber sogenannten tüchtigen Lehrerinnen wird das Kind schweigsam. Kann das Kind aber mit der Lehrerin so reden, wie es mit der Mutter redet, so ist das ein Zeichen, daß jenes Vertrauensverhältnis nicht gestört ist.

Was ist aber der innerste Grund, daß das kindliche Vertrauen und die Freude an der Schule erhalten bleiben trotz aller notwendigen Strafen und Zurechtweisungen? Es ist einzig die Liebe der Lehrerin, welche die Kinder mit seinem Gefühl herauswittern.

Aber wie äußert sich ein solches Liebesverhältnis von Seite der Lehrerin zum Kinde?

Erstens durch unermüdliche Geduld. Kommst du zu den Kindern, dann laß draußen alle Launenhaftigkeit, jede persönliche Stimmungsschwankung. Mit freundlichem Gesicht und frohem Gemüt nimm die Händlein deiner Schar entgegen. Und nun beginn jeden Tage wieder mit Geduld. Ungeduld, böse Laune und Reizbarkeit stört das kindliche Vertrauen. Wie Sonnenschein liegt's über der Schule, wo freundliche Geduld von der Lehrerin ausgeht. — Da saß ein kleiner Lausbube in der dritten Klasse. Er schien unverbesserlich in Leichtsinn, Naschhaftigkeit und allerlei Kinderfehlern. Und immer wieder gingen Klagen ein während aller drei Jahre seiner Schulzeit. Oft und oft mußte er gestraft werden. Aber trotz der Schelte und Strafen schlug sein kleines Lausbubenherz doch warm der Lehrerin entgegen. Daheim von einer nervenkranken Mutter verhätschelt und verprügelt, fand der Bube fein heraus, daß es eine Liebe gibt, die auch ihm ruhig und geduldig entgegenschlägt zu jeder Stunde. Einst wurde er wieder durch Nachsitzen gestraft und in Tränen aufgelöst machte er seine Aufgaben. Die Lehrerin entfernte sich. Als sie wieder kam, lag ein Bildchen mit eckigen Kinderzügen beschrieben auf dem Pult. — Und eine mütterliche Hand und ein braunes Bubenhändchen liegen ineinander, und die Lehrerin sieht, wie es warm in den zwei lustigen Augen aufleuchtet bei ihren Worten: „Also wollen wir wieder neu anfangen und Geduld haben."

Das wahre Liebesverhältnis zwischen Lehrerin und Kind wird niemals entstehen, wo einzelne Kinder bevorzugt werden. Es ist dies ja vom menschlichen Standpunkt aus leicht begreifbar. Aber in der Schule wäre das ein Mißton. Die Schule ist eine große Familie mit sehr verschiedenen Kindern, die auch wieder verschieden behandelt sein wollen. Aber niemals soll das Ursache sein, daß bei einem Kinde Neid und Mißgunst geweckt werden können. Wie die Mutter genau weiß, wie ihre Kinder behandelt sein müssen, wann ein Lob, wann ein Tadel zu gebrauchen sei, welches der Aufmunterung, welches der Zurückhaltung bedürfe, so wird auch die Lehrerin voll Liebe herausfühlen, was ihren Kindern not tut. Diese wieder haben ein feines Gefühl für Gerechtigkeit, sie wissen genau, was sie verdient haben. — Hat ein Kind vielleicht mehr zu kämpfen gegen seine Fehler, hat es Unarten, die allen in die Augen fallen, dann soll es die Lehrerin vor den Mitschülern nicht noch heruntermachen, im Gegenteil, sie soll es vor den andern möglichst ent-

schuldigen und sie aufmuntern, dem armen Kinde zu helfen, sich zu bessern. Bei diesem Gedanken erinnere ich mich an ein passendes Ereignis, das ich mit meinen Kindern erlebte.

Da standen eines Tages zwei halbzerlumpte Kinder unter meinen saubern Appenzellermägdelein und Bürschchen, ein Knabe war's und ein Mädchen. Sie sahen wirklich traurig aus, blaß, mit den etwas frechen Gesichtszügen verwahrloster Kinder. Es war mitten im Winter, als die beiden ankamen. Sie hatten einen weiten Schulweg zu machen und daheim niemanden, der sie zur Schule schickte. Da tönte es recht oft von den Kinderlippen: „s'Baslersch sönd wieder nöd do." Und vorwurfsvolle Gesichtchen schauten zu mir auf. Auch ganz andere Geschichten wußten mir die Kleinen aus der Vergangenheit der armen Kinder zu erzählen, wie sie gestohlen und gelogen usw. Und welch bittere Anklage lag in den treuherzigen Augen meiner Kinder. Da benutzte ich einmal die Gelegenheit, als „Baslersch" wieder nicht da waren und fing an von ihrer Armut zu erzählen, wie sie nicht einmal genug zu essen hätten. Und plötzlich war die Stimmung ganz anders und Franzli wußte selbst zu beteuren, ihr Karl hätte gesehen, wie Baslersch nicht einmal genug Brot essen konnten. Da plauderten wir zusammen weiter, und ich machte den Vorschlag, daß wir alle lieb sein wollen zu den armen Kindern und sie alle sollen helfen, daß jene auch brav werden. Was für leuchtende Aeuglein mir da begegneten, eine Liebe lag darin, wie sie nur das unverdorbene Kinderherz zu geben hat. Und die Folge davon? Bereits am andern Morgen kam das Josefeli mit einem Apfel und gab ihn der armen Antonia, und Franzli teilte sein „Znünibrot" mit Karl. Andere brachten noch gute Schulbücher für die beiden und allerlei. Die zwei wurden von den Kindern ins Spiel hineingezogen. Das verfehlte auch seine Wirkung nicht. Fast kein Tag ging vorbei, ohne daß „Baslersch" durch den Schnee gestapft kamen. Auch sonst ging es besser. Als aber der Frühling kam, zogen die beiden fort und kamen nicht wieder. Noch oft redeten die Kinder von jenen Armen und hatten nun selbst gerechtere Worte von ihnen auf den Lippen. —

Welches ist ferner ein Hauptfaktor, der die Liebe zwischen Lehrerin und Kindern aufblühen läßt? — Es ist die Freude, Kinder sind wie Blumen, scheint die Sonne nicht, so entfaltet sich ihre Schönheit nicht. Freude heißt diese Sonne. Das Kinderherz ist noch voller Idealismus, es ist nie oder selten enttäuscht worden. Darum kennt es keine Bitterkeit, wenn du es mit Freuden nährst. O gewähre ihnen Freuden so viel du kannst. Sie werden dem Kinde für sein ganzes Leben nie verloren gehen. Und wie leicht ist es, den Kindern Freude zu bereiten! Es ist ein Wintertag. Die Flocken wirbeln vom Himmel und locken so süß zu den Kindern herein. Die Lehrerin wartet ein Weilchen, dann sagt sie zu den Kleinen: „Schaut, wie lustig es schneit." Nun bricht plötzlich der Jubel los, die Kinder dürfen sich ja freuen. Dann wird ein Lied gesungen vom Schneien und vielleicht noch ein Gedichtchen gelernt und aus aller Augen strahlt hellste Freude.

Die herrlichste Freudenzeit für das Kind ist dann die Advents- und Weihnachtszeit.

Oder ein andermal liegt der Frühlingssonnenschein auf den Wiesen. Da steht die Kinderschar selbst so frühlingsfroh vor der Schultüre. Die Lehrerin kommt und sagt etwa nach einer Stunde, wenn der Tau getrocknet ist: „Kinder kommt, heute haben wir im Walde Schule". Diese Freude kann sich nur vorstellen, wer sie selbst erlebt hat. — O, wie sehe ich sie alle strahlend vor mir, das Ränzlein auf dem Rücken, zwei und zwei durchs Tobel hinaufmarschieren, vorn die Buben, dann die Mädchen! Sie jauchzen und singen vor Lust. Dann kommt die Schule im Walde. Das ist der reinste Freudentag für die Kinder. In der Pause bringen sie mir ihre Liebesgeschenke: seltene Steinchen, Pilze, etwa einen toten Vogel und von Kinderhändchen ganz warm gewordene Blumen.

Immer wieder gibt es Gelegenheit, die Kinder zu erfreuen. Eine weitaus zu wenig geschätzte Freudenursache ist das Geschichtenerzählen. Es sollte keine Woche vorbeigehen, ohne kleinere oder größere Geschichte. Das ist zugleich ein vorzügliches Anspornungs- und Belohnungsmittel. Auch das Singen macht den Kindern große Freude. Man sollte hie und da meinen, die Schule sei dazu da, um die Freude zu verbannen. Einmal besuchte ich irgendwo eine Klasse. Kleine waren's und ich freute mich bereits, die fröhlichen Dingerchen im Schulbetrieb zu sehen. Aber welche Enttäuschung! Da saßen sie steif und ernst, ohne Lächeln, Angst in den Gesichtern und bei jedem Wort, das sie aussprachen, bei jedem Aufstehen und Niedersitzen blickten sie ängstlich auf ihre Lehrerin, um zu erforschen, ob sie auch nichts Unrechtes gesagt oder getan hätten. Freude war in dieser Schule ein unbekanntes Wort und ich ging mit einem traurigen Eindruck wieder fort . . . und dachte an meine fröhlichen Erstkläßler. (Schluß folgt.)

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Freidrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießeren (Kt. St. Gallen)

14. Jahrgang Nr. 2 16. Februar 1927

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Eine viel umstrittene Frage — Der Schulkinematograph — Der Kinoteufel — Lehrerin und Kind — Leid und Freud — Königskind.

Eine viel umstrittene Frage

Liebe Freundin!

Du möchtest meine Meinung über die Kinematographie im allgemeinen, besser gesagt, über das Kinotheater, und über den Schulfilm im besondern, vernehmen. Ich fürchte, du seiest mit deiner Frage an die unrichtige Adresse gekommen; ich hege eine große Antipathie gegen alles, was Kino heißt, und trotz meines guten Willens, eine sachliche Einstellung zum Kinowesen zu gewinnen, ist es mir bis jetzt nicht gelungen, über diese persönlichen Widerstände und „Hemmungen“, um modern psychologisch zu reden, hinwegzukommen. So sollst du also zuerst meine persönliche, wohl mehr vom Gefühl, als von sachlicher Ueberlegung bestimmte Ansicht vernehmen. In weitern Artiken dieser Nummer sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen.

Ich schicke voraus, daß ich leider nicht zu jenen gehöre, die noch nie im Kino waren. Vor bald dreißig Jahren schon besuchte ich einmal „von Amtes wegen“ mit meinen Schulkindern eine Filmvorführung, lachte mit ihnen über die Männlein und Weiblein, die hinten auf der weißen Fläche auftauchten, daherranten, immer größer wurden, um zuletzt vorn auf dem Bilde mit einem verwunderten Gesicht zu verschwinden. Ich ärgerte mich aber auch über das unruhige Flimmern und Zwitzern auf der Bildfläche, vor allem aber über die für Erstkläßler höchst unangebrachte Liebesaffäre, die in das Programm unter irgend einem harmlosen Titel eingeschmuggelt worden war.

Dann sah ich, ich glaube, in Genua wars, im Jahre 1905, während des Nachtessens in einem „Wintergarten“ eine schauderhafte Verführungsgeschichte, von der mir nur noch die zerrissenen Banknotenfetzen, die schwarzen Haare und verzweifelten großen Augen einer Frau und ein paar vom Gas getötete Leichen in der Erinnerung haften. Darauf folgte die komische Diebesgeschichte eines kleinen Bäckerjungen, der ungezählte Treppen hinauf und hinunter rannte, aber nie erwischt wurde.

Doch sah ich auch „großartige“ Filmwerke. Das war in London, in der großen „Albert Hall“, wo Quo Vadis gefilmt wurde, dem das hohe Königspaar Englands in Person beiwohnte. Der Darsteller des Ursus war in lebendiger Wirklichkeit anwesend, schritt mit Tierfellen bekleidet durch die Reihen der Zuschauer, ließ sich mit seinem Spiegelbild auf der Filmfläche vergleichen und schüttelte mit seiner Bärentatze die feinbehandschuhten Pfötchen der vornehmen Engländerinnen. Auch den ersten religiösen Film sah ich dort, „Von der Krippe bis zum Kreuz“, aus dem mir nur die theatralische Muttergottes und die typischen Judengesichter im Gedächtnis geblieben sind.

Dann kamen die Probefilme für Schüleraufführungen, die wir auch von Amtes wegen ansehen mußten. Zuerst die bekannten Darstellungen aus Maschinenbetrieben; sie beginnen mit der Gewinnung der Rohstoffe, Früchte und Mineralien, etc. die in Säcke verpackt von lautlos dahergleitenden Eisenbahnwagen fortgeführt werden, dann folgt ein Durcheinander von drehenden Rädern, stampfenden oder schiebenden Kolben, Treibriemen, Hebebalken, rastlos arbeitenden Menschen, alles in fliegender Eile, bis die fertigen Produkte wieder eingepackt und von den gehorsamen Lokomotiven weggeführt werden. Das ist alles, was ich von diesen Fabrik- und Maschinenfilmen behalten konnte.

Aber die naturwissenschaftlichen Vorführungen? wirst du fragen. Nur Geduld, es kommt schon. Ich konnte sehen, wie die zarten Pflänzlein mit eckigen, stoßhaften Bewegungen hervorschossen,

wuchsen, sich rankten und dehnten, ihre Blumenkelche öffneten und schlossen und im Verlaufe weniger Sekunden Entwicklungen durchmachten, zu denen die Natur nicht nur Wochen, sondern Monate braucht. Ich sah Bäche und Flüsse lautlos rieseln, sah die Meereswogen in spielender Eile sich türmen und sich brechen und zerfließen — es war nur gut, daß ich sie in Wirklichkeit gesehen habe, sonst hätte sich dieses kindische Spiel vielleicht in meine Erinnerung gesetzt an Stelle des majestätisch wogenden, unendlich erhabenen Wellenschlages des Meeres. Ich sah den Vernichtungskampf, den die unnatürlich vergrößerten Insekten gegeneinander führten, sodaß ich nur mit Schaudern an diese Grausamkeiten zurückdenken kann.

Dann sah ich natürlich auch den Film über die Tuberkulose, Filme über Wintersport, wo die obligaten Liebespärchen und andere Mätzchen nicht fehlen dürfen, auch den Film über die Entstehung der Eidgenossenschaft, diesen jämmerlichen Kitsch — ich erinnere nur an die tendenziöse Szene aus „Ekkehard", wo die Herzogin von Schwaben wie eine, man verzeihe mir den Ausdruck, moderne Dirne zu den Karikaturen von Mönchen hineingetragen wird — ich hörte in Filmvorträgen von Lehrern die umwälzende Wichtigkeit des Kinos für die Schule in allen Tonarten rühmen, sodaß bedenkliche Minderwertigkeitsgefühle in mir wach wurden und ich mich ernstlich fragen mußte, durch welches Wunder es ermöglicht wurde, daß frühere Generationen ohne Film überhaupt erzogen werden konnten!

Aber um ja nicht einseitig zu sein und um dem Kino vielleicht doch noch etwas abzugewinnen, ließ ich mich bereden, den Nibelungenfilm anzusehen. Da tauchten sie wieder vor mir auf, diese verzerrten, unnatürlichen Gesichter und Mienen, diese rollenden Augen, der sich lautlos öffnende und schließende Mund, gerade als ob ein Fisch nach Luft schnappen würde, dieser hastig eilende Gang, diese ganze theatralisch unechte Aufmachung, und ich hatte wieder einmal genug, bis zum Ekel genug. Wenn ich als junges Mädchen zu viel Süßigkeiten nacheinander aß, oder ein par leichte Tänze auf dem Klavier spielte oder ein paar seichte Backfischgeschichten las, dann fühlte ich nachher immer das gleiche Gefühl von einer merkwürdigen gähnenden Leere und Oede, das sich bis zum Empfinden einer körperlichen Uebelkeit steigern konnte. Und dieses gleiche Gefühl des Unbehagens hat noch jeder Kinobesuch bei mir ausgelöst. Es war ganz unnütz, sich dagegen zu wehren, es war einfach da. Und so brachten mich auch keine Ueberredungskünste dazu, die neuen Werke, den „Ben Hur" oder die „Petronella" anzusehen.

Meine liebe Freundin, du siehst, da ist alle Liebesmüh' verloren, ich bin und bleibe, trotz meiner gegenteiligen Bemühungen, eine eingefleischte Gegnerin des Kinos. Ich suchte auf den Grund dieser Abneigung zu kommen; da ich aber zu wenig psychologische Studien gemacht habe, kam ich bis jetzt zu keinem befriedigenden Resultate. Vielleicht ist es die Unwahrhaftigkeit, die Unechtheit, die jedem Film anhaftet, die mich vor allem abschrecken. Oder es ist der Mangel jeglichen Wortes, die unnatürliche Stummheit in der Handlung, was mich so unbefriedigt läßt? Oder quält es mich, daß der Kino vom Besucher verlangt, alle höhern Geisteskräfte auszuschalten und dafür das Auge auf eine ganz ungebührliche Art ausschließlich in Anspruch nimmt? Denn das ist klar: d e n k e n kann man im Kino nicht. Oder ist es das Sensationelle, das in jedem Film offen oder geheim mitspielt, das mich abstößt? Denn ich habe noch k e i n e n Film gesehen, auch bei Vorführungen in katholischen Vereinen nicht, der nicht seine Sensation oder wenigstens sein Sensatiönchen wie einen Bocksfuß gezeigt hätte. Oder sind es die schlimmen Erfahrungen, die ich an andern, besonders an jungen Mädchen machte, die regelmäßige Kinobesucherinnen waren? Sagte mir doch kürzlich eine vierundzwanzigjährige Tochter, die ich noch als liebe, ruhige Schülerin gekannt hatte: „Ach, es war auch gar nichts los im letzten Film; nicht einmal ein Mord oder eine Entführung kommen darin vor!"

Ich weiß, es geht eine große Bewegung für den guten Film, für die „Herstellung und Beschaffung einwandfreier Qualitätsfilme" durch die führenden Katholikenvereine aller Länder. Es wird den Katholiken vorgeworfen, „sie hätten sich bislang allzusehr in einer rein negativen Stellungnahme erschöpft". Und um das Versäumte so viel als möglich nachzuholen und die Unterlassungssünde gutzumachen, wird vom 23. bis 25. April 1928 in Holland ein internationaler katholischer Kinokongreß stattfinden mit einem äußerst reichhaltigen Programm. „Und das große Endziel all dieser Bestrebungen geht auf die Eroberung des Films für eine V o l k s k u l t u r im besten Sinne des Wortes." — (Dr. A. Hättenschwiller in Nr. 5 des „Sonntag".)

Meine liebe Freundin, du wirst vielleicht begreifen, daß ich dieser Hoffnung ziemlich skeptisch und auch ein wenig traurig gegenüberstehe. Werden sich die Katholiken den Film erobern können? Ist es nicht zu spät dazu? Und wird er ein Mittel zur Volkskultur sein? Nun, es ist anmaßend von mir, zu bekritteln und zu bezweifeln, was führende Geister mit so viel Mut und mit so großer Hoffnung auf Gelingen in die Hand nehmen. Mir aber ist ein Vergleich in den Sinn gekommen, der freilich, wie alle Vergleiche, hinkt. Heilt man die Trunksucht, indem man sich bemüht, möglichst gute und echte Weine zu verkaufen oder möglichst exqui-

site Schnäpse zu brennen? Ist nicht Totalabstinenz das einzige Heilmittel? Und könnte nicht durch Totalabstinenz im Kinobesuch, auch wenn sie nur von einer kleinen, ja kleinsten Gruppe konsequent und planmäßig durchgeführt würde, vielleicht ein bescheidener Anfang zur Besserung ausgehen?

Noch einige Worte über den Lehrfilm im besondern. Ich leugne nicht, daß für Geographie und Naturkunde der Film ein reiches Anschauungsmaterial bietet. Aber läßt sich der Zweck der Anschaulichkeit nicht auch auf andere Weise, durch ein einfaches Bild oder durch eine Projektion und vor allem durch eine lebendige Darstellung des Lehrers und durch seine Wandtafelzeichnungen erreichen? Ob der Kino als Mittel zur Anschaulichkeit nicht auch ein Mittel zur Oberflächlichkeit wird, ob er nicht der Neugierde, dem raschen Vorwärtsdringen, der Sucht, möglichst schnell möglichst viel und immer Neues zu wissen, aber ja nichts zu behalten, zu verarbeiten, zu vertiefen, ob er nicht dieser Sucht und Neugierde Vorschub leistet? Können sich unsere Kinder noch konzentrieren, sich anstrengen, können sie überhaupt noch denken? Du weißt ja, wie es mir mit meinen großen Sekundarschulmädchen geht! Wenn ich eine Novelle, ein Epos oder ein Drama mit ihnen behandle, dann meinen sie zuerst immer, es müsse mit kinematographischer Behendigkeit vorwärts gehen, und weil die Lehrerin dafür nicht zu haben ist, wird das Büchlein, trotz meiner Warnung, zu Hause in aller Eile fertig gelesen. Dann entwickelt sich jedes Jahr bei den „Neuen" mit fast mathematischer Sicherheit das folgende Gespräch: „Ach, Fräulein, das neue Büchlein ist aber gar nicht interessant, gar nicht spannend, eher langweilig!" „So! Hast du nicht gehorcht und daheim daraus gelesen?" „Ach ja, ich war so neugierig und mochte nicht warten!" „Gib jetzt schön acht, halte dich an die Klassenlektüre, und dann darfst du am Schlusse wieder urteilen!" Und dann heißt es für mich in den ersten Stunden, „alle Kraft zusammenzunehmen, die Lust und auch den Schmerz", alle Listen anzuwenden und alle Register spielen zu lassen, bis ich die unruhigen Köpflein zum Nachdenken gebracht habe, bis sie wenigstens eine Ahnung haben, was Vertiefung heißt, bis wir gemeinsam in einem ruhigen Genießen literarische Schönheiten durchkosten — sodaß es am Ende mit einem tiefen Aufatmen und mit leuchtenden Augen heißt: „Es ist doch fein!" Aber von dem heimlichen Kampf, den ich mit ihnen führte, haben sie keine Ahnung; es gibt auch Klassen, die mich fast zur Verzweiflung bringen, bis ich sie dort habe, wo ich sie haben möchte. Und doch könnten diese flatterhaften Mädchenhirne denken, sie sind der tiefsten und innigsten und feinsten Gefühle fähig — aber dann kommt wieder eine Kinovorführung, Sensation, Oberflächlichkeit, Leichtsinn, und die Arbeit kann von vorn beginnen.

Jetzt bin ich aber allzu persönlich geworden. Zum Schlusse möchte ich dir, liebe Freundin, noch einen guten Rat geben. In den letzten Tagen erhielt ich die Probenummer einer neuen Zeitschrift: „Schule und Projektion", die in St. Gallen herauskommt. Der redaktionelle Einführungsartikel hat mir ausgezeichnet gefallen, und ich bin überzeugt, diese Monatsschrift werde in ihrer sachlichen, vornehmen Weise sehr viel zur Abklärung der umstrittenen Filmfrage beitragen. Der genannte Artikel beschäftigt sich zwar nur mit dem stehenden Lichtbild, der Projektion, und ich muß schon gestehen, so sehr ich dem Film abgeneigt bin, so sehr weiß ich das Projektionsbild für den Klassenunterricht zu schätzen. Am liebsten hätte ich den ganzen Artikel hier abgedruckt. Bemerkenswert finde ich die Unterscheidung, wann das Lichtbild geboten, wann weniger am Platze und wann gänzlich überflüssig sei. In welchem Sinne das genannte Blatt wirken will, mögen die folgenden Worte aus dem Einführungsartikel zeigen:

„Es ist nicht zu verkennen und ausdrücklich festzustellen, daß das Bild in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle, besonders aber in der Form des Lichtbildes, nur ein Hilfsmittel ist, daß es selten des erläuternden Wortes zu entbehren vermag, ja daß es geradezu nur zur Unterstützung der sprachlichen Darlegungen und Beeinflussungen dienen kann und soll. Nicht das Bild, sondern das Wort ist die Hauptsache. Eben deshalb muß die Auswahl der Bilder umso sorgfältiger und gewissenhafter erfolgen. Ihre Zahl darf nicht so groß sein, daß die Gedankenvermittlung durch die Sprache zur Nebensache wird. Anderseits sollen aber die Bilder so geboten werden, daß die Schüler auch wirklich Gelegenheit haben, sich gedanklich mit dem Geschauten zu beschäftigen, darüber nachzudenken und ihre Eindrücke und Gedanken auszusprechen.

Es soll ein faktisches Herausarbeiten dessen möglich sein, wozu das Bild eigentlich gezeigt wird. Die Schüler sollen lernen, ein Bild wirklich eingehend zu erfassen, zu erfühlen und zu durchdenken, es soll sich nicht einfach in ihrem Auge wie auf der Mattscheibe eines photographischen Apparates abbilden, um nach kurzer Zeit ohne Gewinn für Gemüt und Verstand, ohne bleibenden Eindruck zu verschwinden und einem andern Bilde Platz zu machen. Das Schauen von Lichtbildern soll gleichzeitig ein Entdecken und Erleben sein, so zwar, daß die auf solche Weise mit der Bildbetrachtung vertraut gemachten Schüler in Natur und Leben alles um sich her mit voller Seele in sich aufzunehmen und richtig zu deuten vermögen."

Mit diesen sachlichen Ausführungen aus der neuen Zeitschrift schließe ich meinen Brief. Für deine sowie für anderer Kolleginnen Ansicht in Sachen Kino wäre ich sehr dankbar; vielleicht fordert auch der eine oder andere der nachfolgenden Artikel eine Kritik oder einen Meinungsaustausch heraus. Du weißt, daß mein Blättlein jeder ehrlichen Ueberzeugung offen steht.

Mit herzlichen Grüßen Deine

H. v. A.

Der Schulkinematograph *)

Vorführung an einer Lektion von Frl. Dr. Julia Gisi, Basel.

An der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Lehrerinnenvereins vom 15. Januar 1928 in Basel bot uns Frl. Dr. Julia Gisi durch eine Lektion mit Sekundarschülerinnen eine interessante Einführung in die Verwendung des Schulkinematographen im Schulbetrieb.

Die Lehrerin hatte tags zuvor den Mädchen das Thema: „Reisanbau im fernen Osten" angekündigt und zugleich einer Schülerin den Auftrag gegeben, sich zu einem kurzen Referat über die allgemeine „Verwertbarkeit des Reises" vorzubereiten.

Frl. Gisi arbeitete mit dem „Kocherapparat"; die Bilder hatte der Basler Forscher und Künstler Sarasin geliefert. Sie gab zu Anfang der Lektion das Thema bekannt und zauberte nun auf die weiße Leinwand fortlaufend und ohne störende Pausen Land und Leute im fernen Indochina in ihrem Mühen um ihr wichtigstes Nahrungsmittel.

Wir schauten die Bearbeitung des Bodens mit Pflug und Egge, die Bewässerung der Felder, das Versetzen der zirka 30 Centimeter hoch gewordenen jungen Reispflanzen, die Ernte, das Dreschen und den Verkauf der Frucht auf dem Markt.

Nur wenige Hinweise der Lehrerin auf ungewohnte, aber bestimmende Einzelheiten unterbrachen den Ablauf der interessanten, im Bilde so lebendig gewordenen einzelnen Stadien der Reispflanzung im Rahmen des fremden, ostasiatischen Landes.

In der nun folgenden Lektion, aus den Beobachtungen der Mädchen und den Erläuterungen der Lehrerin vertieften sich die Bildeindrücke zu lebendiger Anschauung:

1. Die mühsame Bearbeitung des schweren, lehmigen Lößbodens mit dem primitiven Pflug ohne Streichbrett, der so sehr an den Pflug der Römer, der alten Etrusker und der Helvetier erinnert, mit dem die Erde wohl gelockert, nicht aber umgebrochen werden kann.

2. Die nur zweireihige Egge, deren Wirkung der Führer durch öfteres Aufspringen mit seinem Körpergewicht erhöhen muß.

3. Helfer bei der schweren Bodenarbeit sind die mächtigen, scheinbar schwerfälligen asiatischen Wasserbüffel, deren weitausholende Hörner auf Kampfbereitschaft deuten. Diese Tiere schlagen, in Rudel zusammengedrängt, Angriffe des Tigers erfolgreich ab, scheinen aber in der zügelnden Hand der Gutsleute, zu deren Hof sie gehören, seltsam gutmütig und lenksam. Ueberraschend sind die zielsicheren, raschen Bewegungen der schwerfälligen, kurzbeinigen Tiere, das zweckmäßige, kurzhaarige, glänzende Fell. Die Mädchen vernahmen auch, daß diese Wasserbüffel als Haustiere eine sehr geschätzte fettreiche Milch abgeben, die zu Butter und Käse verarbeitet wird.

4. Die Felder sind 20 bis 30 Meter lang, 10 bis 15 Meter breit und von niedrigen Erdwällen, oft von Doppeldämmen umgeben, deren Zwischenräume als Kanäle der Bewässerung dienen. Deutlich zeigte der Film die verschiedenen Arten der mühsamen Wasserzufuhr, die, wie alle andere Feldarbeit, auch Handarbeit ist und mit primitiven, aber äußerst zweckmäßig und sinnreich ausgedachten Hilfsmitteln bewerkstelligt wird: Da wird aus dem nahen Fluß oder dem gefüllten Zwischenkanal von einzelnen das Wasser mit schaufelartigen, geflochtenen Gefäßen aufgeschöpft und ins Feld übergeschüttet. Dort schöpfen und gießen, von zwei Leuten an Seilen über einen Querbalken auf- und abgezogene Gefäße das Wasser. An andern Stellen bedienen auf jeder Seite eines tiefen Wasserloches oder des Kanalufers je zwei Leute an zwei Seilen abwechselnd die Gefäße.

Nachdem die jungen Reispflanzen etwa 30 Zentimeter hoch geworden, werden sie von den großen und kleinen Pflanzern mit wenig Sorgfalt für das zarte Wurzelwerk ausgerissen, durch Schlagen auf die Füße von der Erde befreit, in Büschel gebunden und ins Wasser geworfen, das 30 bis 40 Zentimeter hoch steht.

Auf benachbarten, überwässerten Feldern sieht man hierauf die behenden Pflanzer beschäftigt, die hingeworfenen Bündel aufzulösen und die einzelnen Reispflanzen mit überraschender Fixigkeit und genauer Einhaltung der Distanzen zu versetzen. Da das Gewebe bei den Halmknoten jung und saftreich ist, entwickeln sich dort auch trotz abgebrochener Wurzeln bald neue Wurzeln.

*) Nachdruck aus der „Schweizerischen Lehrerinnenzeitung", 20. Januar 1928.

Die reife Frucht wird mit einer ziemlich weiten Sichel geschnitten und auf dem inzwischen völlig ausgetrockneten Feld in der Nähe des Gehöftes durch die im Kreise herumgeführten Büffel zertreten, d. h. die Aehren vom Stroh gebrochen und so gedroschen. Frauen schütten nun den Reis in baumstumpfähnliche, etwa 1 Meter tiefe runde Gefäße und enthülsen die Körner durch Stampfen mit einem langen keulenartigen Knebel. Runde, große, flache, siebartige „Walmen" werden mit den enthülsten Reiskörnern kräftig geschüttelt; die letzten Unreinigkeiten fliegen in Staubwolken davon. Der fertige Reis wird in offene, niedere Gefäße gesammelt und von den Frauen, je zwei Gefäße an einem Joch auf den Schultern getragen, zum Verkauf auf den nächsten Marktort gebracht. Das Reisstroh gelangt ebenfalls zum Verkauf.

Aus dem Referate der Klassengenossin vernahmen die Zuhörerinnen unter anderm, daß der Bergreis nur bei einer Temperatur von 29 Grad Celsius gedeiht, in Europa deshalb nicht fortkommt, daß es sich bei uns deshalb nur um die Kultur von Wasserreis handeln kann; von Ostasien verbreitete sich der Anbau über die südlichen Länder von Asien, Nordamerika und die Mittelmeerländer. Die meisten Länder produzieren nur für ihren eigenen Bedarf; als Ausfuhrgebiet kommen Carolina und die Mississippi-Ebenen in Betracht. Der seiner Keimhaut entblößte Reis als Erreger der Beri-Beri-Krankheit wurde genannt, ebenso die weitschichtige Verwendung des Reisstrohs für gewerbliche und des Reises als Nahrungsmittel, für kosmetische, medizinische, chemische Zwecke.

Die sehr lebendige, interessante Lektion endigte mit einem nochmaligen Ablaufen des schönen Films, wobei die gewonnenen Eindrücke sich wesentlich vertiefen konnten und die Ueberzeugung von der wertvollen Mithilfe des Kinematographen als Anschauungsmittel in der Schule an Kraft mächtig gewann. Natürlich geht im regulären Schulbetrieb seine Wirkung noch weiter durch die Verwertung des anschaulich Gewonnenen im mündlichen, schriftlichen und zeichnerischen Ausdruck.

In einem zweiten Film durften wir einen Blick in die Wunder des Meeres tun. Frl. Gisi zeigte uns im bewegten Bilde die Quallen oder Medusen mit ihren merkwürdigen und doch so sinnreichen, zweckmäßigen Lebensorganen, mit ihren wunderbaren Formen und Farben, die Fangplätze an der Küste und die Art des Fanges zum Zwecke der Bevölkerung von Untersee-Aquarien und auch zur Ernährung gewisser Völkerschaften an der Küste. Auch hier referierte eine Mitschülerin nach Ablauf des Films über das Wissenswerteste.

Dann wurde die Mädchenklasse entlassen.

In der nachfolgenden Diskussion hatte Frl. Dr. Gisi viele Fragen zu beantworten. Sie findet den Schulfilm auf der Oberstufe in Geographie und Zoologie, in Mathematik, Physik, Chemie und Physiologie gut angewendet. Auf der Unterstufe wird seine Verwendung entsprechend durch den Lehrstoff bestimmt.

Der vorgeführte Kocherapparat ist Eigentum der Untern Realschule Basel. Frl. Gisi kannte ihn nicht, probierte ihn aber am Vortage aus und findet ihn nicht viel schwieriger zu handhaben als jeden Epidiaskop.

Wichtig sind Sammlungen guter Schulfilme; in Basel, Zürich und Bern existieren bereits solche zum Ausleihen. Bei Wochenmiete ist pro Vorstellung und Schüler ein Beitrag zu entrichten. Die Kosten für einen Kocherapparat belaufen sich auf etwa Fr. 1200. Es ist aber auch ein guter dänischer Apparat bekannt für zirka Fr. 300.

Frl. Gisi unterschied Episkop-, Diaskop- und Filmapparate. Eine Verbindung der ersteren mit einem Filmapparat läßt sich leicht erstellen, kommt aber auf zirka Fr. 2000 zu stehen.

Wichtig bei der Handhabung ist, daß die Apparate nicht an die gewöhnliche Lichtleitung, sondern an eigene Leitung angeschlossen werden, um vor Eventualitäten sicher zu sein und allen polizeilichen Vorschriften entgegenzukommen.

Jedenfalls ist der Schulkinematograph eine Errungenschaft, die ihren Weg in den Unterricht unaufhaltsam geht und unendlich viel zur klaren Erfassung von vielen fremden Eindrücken, zur Bildung sicherer Begriffe mitwirken kann, sowie zum bessern Verstehen fremder Menschen, fremder Sitten und Gebräuche. M. A

Der Kinoteufel

Eine wahre Fastengeschichte.

Der Teufel war wütend. Er hatte sich wieder einmal gehörig verrechnet. Er hatte gehofft, über die Fastnachtszeit einen großartigen Fang zu tun — aber was war geschehen? Den Getreuen, die ihm auch während des Jahres gehörten und die freilich in den Fastnachtstagen ihre Sache geleistet hatten, denen fragte er nichts nach. Aber nach den vielen andern verlangte er, um die er unablässig einen so harten Kampf kämpfen mußte. Die meisten hatten die Fastnacht mitgemacht, hatten Nächte

durch getanzt und getollt und geschwärmt, aber als er sie beim Beginne der Fastenzeit packen wollte, da entglitten ihm alle, er wußte nicht wie. Die zügigsten Theaterstücke, die verlockendsten Tanzanlässe, die lärmendsten Vergnügungsfahrten nützten nichts mehr. Denn auf der ganzen Welt hatten die Fastenpredigten begonnen. Von den Türmen der Kathedrale und den Türmlein der Dorfkirchen und Kapellen läuteten die Glocken und Glöcklein, und auf den Kanzeln standen die berühmtesten Ordensmänner, die braunen Kapuziner, die schwarzen Benediktiner und die weißen Dominikaner und predigten. Bis auf den letzten Platz waren die Kirchen gefüllt, und in sich selbst gekehrt, reumütig und bußfertig, hörten die Menschen zu.

„Wenn ich nur den kleinen Finger hätte," wütete der Teufel, „nur den kleinen Finger! Aber sie tragen den Rosenkranz um die Hand geschlungen, keine Möglichkeit beizukommen!" Und wie er die Zähne fletschte, mit dem Bocksfuß scharrte und mit dem Schwanz seine Lenden peitschte, da stand plötzlich einer seiner Unterteufel vor ihm. Er hätte ihn beinahe nicht erkannt in dem tadellosen Schwarz seiner Kleidung, in den eleganten Schuhen, die den Bocksfuß nicht einmal mehr ahnen ließen, in den weißen Glacehandschuhen, die seine Krallen versteckten, und in dem weichen Filz, der seine Hörnlein bedeckte. Aber an dem Zwinkern seiner genußsüchtigen Augen und an dem blasierten Lächeln um den gemeinen Mund erkannte er ihn; es war der Kinoteufel.

„Ich kann dir helfen," sagte dieser, „wenn du mir erlaubst, zu außergewöhnlichen Mitteln zu greifen." „Und diese wären?" schnob der Teufel. „Weihrauch, Kirche, Kloster, Studium eines Heiligenlebens, Antichambrieren bei einem Erzbischof —" „Genug," schrie der andere, „du bist verloren, wenn du dich an diese Dinge wagst; niemals gebe ich meine Einwilligung."

„Der Alte ist wirklich schwachsinnig geworden in seinen mittelalterlichen Anschauungen," dachte der Kinoteufel, laut aber sprach er: „Ich garantiere, daß du trotz Fasten, trotz Predigt, trotz Verbot aller weltlichen Lustbarkeiten den kleinen Finger all dieser ‚Frommen' in deine Gewalt bekommst, und zwar unmittelbar nach, ja schon während der Fastenpredigt, wenn du mich machen lässest."

Ungern und widerwillig gab der alte Teufel seine Erlaubnis, und triumphierend zog der junge ab.

*

In der Kanzlei des erzbischöflichen Palais herrschte wie immer ein geschäftiges Treiben. „Was kommt da," fragte der Sekretär und öffnete ein großes Schreiben. „Das ist das erstemal, daß uns eine Kinokommission um Erlaubnis einer Darstellung bittet!" „Was ist es?" fragte der Kanzler zerstreut. „Die entblätterte Rose," oder „Das Wunder der hl. Theresia" las der Sekretär und durchflog rasch den Inhalt. „Es scheinen keine obszönen Stellen darin zu sein, und den untersten Schichten unserers Großstadtpublikums schadet es vielleicht nicht, einmal etwas anderes zu sehen." „Sie sind ein unverbesserlicher Optimist," sagte der Kanzler. „Immerhin, lassen Sie es passieren."

Nach ein paar Tagen stand im Inseratenteil der Zeitungen zu lesen: „Das geistig hochstehende und herrliche Bildwerk: „Die entblätterte Rose oder Das Wunder der heiligen Therese ... unter dem Patronate Seiner Eminenz des Kardinal-Erzbischofes von X ... Die Darstellung des Buches: Die Geschichte einer Seele, der unsagbar populären Heiligen ... Bilder aus dem katholischen Ordensleben und den kirchlichen Festfeiern" ... und im Textteil schrieben die begeisterten Berichterstatter von dem großen Umschwung in der Kinematographie, von der Hinwendung des Films auf das religiöse Gebiet, von der tiefen Wirkung, die der Rosensegen der kleinen Heiligen beim Zuschauer hinterließ. Vor den ausgestellten Bildern und Photographien aber lärmten die kleinen Schulmädchen:

„Ich will aber auch in den Kino, wenn das heilige Thereschen gespielt wird!"

„Ja, und die Mutter darf nicht mehr sagen, der Kino sei nichts Gutes, und man dürfe nicht stehen bleiben und die Bilder nicht ansehen, wenn sie doch vom heiligen Thereschen sind!"

„Und an meinem nächsten Röcklein will ich auch keine Aermel und auch einen tiefen Ausschnitt, wie das Thereschen hier hat!"

„Du Dummes, das ist doch nicht Thereschen, das ist die andere, die eine Liebschaft hat. — —"

„Ja, aber es gehört auch dazu, und umarmen dürfen sie sich auch — —."

Und voll Eifer rannten sie heim, die große Neuigkeit zu verkünden.

Ein paar fromme Herrschaftsköchinnen und andere gesetzte Personen, die sich vorher noch nie beim Kino aufgehalten hatten, waren noch stehen geblieben.

„Es will mir doch nicht recht gefallen," sagte die eine und schüttelte bedenklich ihr weißes Haupt.

„Doch, doch," beharrte die andere. „Ich wollte zuerst auch nicht gehen, aber die Herrschaft sah sich zuerst den Film an und munterte das Zimmermädchen und mich zum Besuche auf. Es ist

großartig, und so rührend und erbaulich und man kann so viel lernen dabei!" Und die andern beschlossen, auch hinzugehen am nächsten Abend, nach der Fastenpredigt.

Am nächsten Abend nach der Fastenpredigt mischte sich auch der Teufel unsichtbar unter die Zuhörer. Er traute der Sache immer noch nicht ganz, und mit gespanntester Aufmerksamkeit musterte er die Eintretenden. Richtig, sie kommen alle! Dort ein paar Geistliche im schwarzen Gewand, hier graue Mütterchen, ernsthafte Hausfrauen, vornehme Herren, junge sittsame Mädchen, ehrbare alte Jungfern, alles Leute, die noch nie im Kino gesessen hatten und eher einen weiten Umweg genommen hätten, bevor sie eingetreten wären, alle saßen da, dicht aneinander gedrängt, sogar die schmalen Zwischengänge füllend, was doch von rechtswegen verboten war.

Der Teufel aber zweifelte noch immer. Diese Theresia, die als Beispiel der erhabensten Uebernatürlichkeit und eines heroischen Leidens ihm schon Tausende abspenstig gemacht hatte, die sollte jetzt plötzlich als Kinoheldin seine Helfershelferin geworden sein? Das ging sogar für ihn, den Teufel, nicht mit rechten Dingen zu. Nun, zuerst kam die bekannte Liebesgeschichte für empfindsame Gemüter: Das junge Mädchen mit dem überspannten Opferbegriff, der reiche Schurke als Freier, der edelmütige, arme Liebhaber, die vor dem Bankerotte zu rettenden Eltern, und endlich, als Zwischenerzählung, der Film der heiligen Theresia. Sanfte Geigentöne durchströmen den Raum und schaffen die notwendige weiche Stimmung, und jetzt kommt sie, Therese Martin, mit ihrem Vater auf der Reise nach Rom, vor dem Papst, und jetzt, ah, vor ihrer Einkleidung! Wie wunderbar fällt doch das weiße Seidenkleid, wie goldig schimmern die Locken — und wie unendlich rührend wirkt der Abschied vom alten Vater! Ein verstohlenes Weinen und Schluchzen durchzieht den Raum, immer von den sanften Geigentönen begleitet. Dem Teufel wird plötzlich alles klar. Daß er auch nicht mit der Sinnlichkeit und Sentimentalität so vieler „frommer" Leute gerechnet hat! Im harten, nüchternen Leben draußen kommt sie freilich nicht auf, und in der strengen Atmosphäre der Kirche kann sie nicht gedeihen. — Aber hier im Kino, da feiert sie ihre Triumphe. Und in diesem Sinn und Geiste rollt der Film weiter. Wie ergreifend sich die geheimnisvollen Klosterpforten öffnen und schließen, die Gänge sich ausdehnen und da, wie herzig die kleine Kandidatin, die mit Filmgeschwindigkeit den Besen führt und am Waschtroge patscht! Und dann, ach wie schrecklich, wird sie krank, lehnt erschöpft über das Bett ihrer Zelle, hustet, speit Blut, schreibt ihre Geschichte und stirbt. Und wie rührend und traurig ist ihr Tod! Ach, die arme, kleine Klosterfrau! Es will des Mitleidens und Weinens kein Ende nehmen.

Der Teufel ist hochbefriedigt. Fast hätte er Gott sei Dank gesagt! Denn von der herben Wirklichkeit des Klosterlebens, von der Nüchternheit des Alltags, von der heroischen Opfergröße keine Spur — alles parfümiertes Zuckerwasser, sentimentale Weichheit, theatralische Aufmachung. Und jetzt noch der Schluß der Rahmenerzählung. Ein Wunder muß her, natürlich! Was verschlägt's, daß es ein erfundenes ist? Das nimmt man nicht so genau, wenn es nur wirkt! Und es wirkt wirklich! Die Romanheldin darf natürlich nicht ins Kloster, so wenig als sie den Schurken heiraten muß. Sie wird krank, das gute Thereschen muß sie heilen und ihr extra erscheinen, um ihr zu sagen, daß sie den edlen Geliebten heiraten darf. Daß die Statuen der heiligen Theresia — aus Gips und Marmor — in Wirklichkeit noch nie Blumen streuten — was tut's zur Sache? Es nimmt sich so rührend aus, wenn sich der steinerne Arm langsam bewegt und Rosenblätter auf das Brautpaar herabfallen, das am Grabe kniet! Und dann kommt das Auto, sie steigen ein und fahren davon, wahrscheinlich zum Standesamt.

Tiefgerührt und hocherbaut verlassen die Besucher das Filmtheater; sie werden alle wiederkommen, o gewiß, sie haben ja gar nicht gewußt, wie gut und edel und erhebend und erbauend so ein Kino wirken kann! Und b a l d werden sie wiederkommen, nicht mehr so lange warten, und sich rühren und ergreifen lassen! Und allen ihren Freunden und Bekannten werden sie's erzählen und sie nächstes Mal mitbringen, auf daß auch sie erbaut und beglückt werden. Der Kinoteufel aber triumphiert; hat er es nicht vorausgesagt? Auch jene, die noch nie im Kino waren, hat er ausgerechnet zur Fastenzeit und zur Stunde der Fastenpredigt zum Kino bekehrt! Glück auf! —

H. v. A.

Lehrerin und Kind

(Schluß)

Also Freude hinein zu den Kindern, dann wird auch unwillkürlich das richtige V e r t r a u e n aufkommen zwischen Lehrerin und Kind. Und auf dem wahren Vertrauensverhältnis baut sich jede Erziehung auf. Wohl verlangt die Disziplin an sich eine gewisse Distanz zwischen Lehrerin und Kind, und doch soll das Vertrauen die Nähe des Kindes erhalten. Das ist ein scheinbarer Widerspruch. Nur

ein scheinbarer, denn auch hier kann man sagen: Die Liebe überwindet alle Widersprüche. Sie ermöglicht Distanz und Disziplin und zugleich Vertrauen und Herzensnähe. Disziplin ohne Liebe erzeugt Furcht, Disziplin mit Liebe Achtung. Furcht aber verkrüppelt die Kinderseele. Es läßt sich also Disziplin mit Liebe vereinen. Wie genau die Kinder herausfühlen, daß Disziplin sein müsse und doch Liebe und Vertrauen vorherrschen, beweist eines jener Kinderbriefchen, die ich oft auf meinem Pulte fand, und das da lautet:

„Ich muß Euch auch einmal ein Briefchen schreiben, sonst könnte ich Euch noch vergessen. Ich grüße das Fräulein von Herzen, weil es mir so lieb ist. Ich möchte immer bei dem Fräulein daheim sein. Ich weiß schon, daß Ihr uns strafen müßt, wenn wir nicht brav sind. Aber ich will Euch Freude machen.

„Es grüßt Euch Eeuer Schulkind A."

Wie tief Liebe und Vertrauen vom Kind zur Lehrerin gehen können, zeigt folgendes Briefchen, das von einem Sorgenkind geschrieben wurde und also lautet:

„Ich habe schon wieder eine Sünde getan. Ich ging ins M . . . Haus und in den Laden und kaufte eine zwanzigräppige Schokolade und sagte, sie sei für Marie D . . ., da habe ich gelogen. Ich bitte Euch damit herzlich um Verzeihung."

Zu was für Gedanken führt uns ein solches Kinderbriefchen? Sagt es uns nicht klar, daß eben durch Vertrauen allein, das die Liebe begründet und wieder aus der Liebe entspringt, das Kind richtig erzogen werden kann? Wie lieb und aufrichtig klingt das kindliche Geständnis im angeführten Briefchen. Wäre es zustande gekommen ohne Liebe und Vertrauen?

Darum liebe Lehrerin, suche deine Hauptaufgabe allererst darin, das richtige Verhältnis zu deinen Kindern zu finden und zu erhalten. Alles andere ergibt sich daraus wie von selbst. Ueber jeder Schultüre sollte man schreiben können: „Hier wohnt die Liebe". J. M.

Leid und Freud'

Nun kam der liebe Frühling wieder
Mit Blüten und mit Sonnenschein;
Doch weckt' er nicht aus seinem Schlafe
Mein liebes, gutes Mütterlein.

Es legt' sich hin zu langer Ruhe
In schaurig, dunkler, kalter Nacht,
Ach, was der Winter hier verbrochen,
Wird durch den Lenz nicht gut gemacht!

Wie gern erklömm' ich Berg und Hügel,
Durchschiffte froh das große Meer,
Wenn irgendwo auf weiter Erde
Mein Mütterlein zu finden wär'!

Umsonst! — Du zogst in jene Lande,
wo dich, was sterblich, nicht erreicht! —
Doch, daß du mir vorangegangen,
Macht mir dereinst das Sterben leicht!

Und find' ich einen gnäd'gen Richter,
Und tret' ich in den Himmelssaal,
Dann eil' ich, Mutter, dich zu suchen
Aus all der Sel'gen froher Zahl.

O Mutter, Mutter, welche Wonne,
Wenn einst, wo ew'ger Jubel klingt,
Mein Mund so freudig mit dem deinen
Dem Herrn das „Dreimal Heilig" singt!

M. K.

Königskind

Stund am Bach und fragte:
„Bächlein, klares, sag —
Sahst du, als es tagte
Keinen Blütenhag?" —

„Nein, am ganzen Wege
Sind die Hecken blind —
Doch beim alten Stege
War ein Königskind.

Saß an meinem Rande,
Wusch die Füßchen fein —
Müd aus fremdem Lande,
Saß es ganz allein. —

Saß — und sah mich rinnen.
O da schmolz mein Eis,
Während seinem Sinnen —
Und ich juble leis." J. M.

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Freidrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießeren (Kt. St. Gallen)

14. Jahrgang Nr. 3 15. März 1927

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Fastenbetrachtung — Nachrichten über die Saffa — Der katholische Film —

Fastenbetrachtung

Von J. M.

Dunkel ist der Tag geworden, beinahe zur Nacht. Da ragt ein Kreuz empor, unheimlich, — ein Schrecken für alle, die vorübergehen. Und an dem Kreuze — wer hängt daran? — Jesus Christus, Gottes Sohn! — O armer Jesus! Dein Sterbelager ist ein hartes Kreuz! — O armer Jesus, voll Blut und Wunden, — verlassen in bitterster Einsamkeit! Deine Füße durchbohrt für uns, o Jesus — und wir eilen der Sünde nach, der Welt mit ihrem Ruhm! Deine Hände durchschlagen, verblutet, ans Kreuz geheftet — und wir strecken sie aus nach der Welt und ihren Gaben! Dein Haupt mit Dornen gekrönt, von Blut und Schweiß überronnen Deine Schönheit, o armer Jesus — und wir erheben uns in Hochmut über Dich; wir suchen irdische Schönheit und gehen vorbei an Deinem unergründlichen Gottesauge! Und Dein heiliger Leib nackt und bloß am Kreuze — und wir umgeben von der Pracht der Welt! So hab' Erarmen mit uns und lehre uns arm werden mit Dir, o armer Jesus!

Was nützt uns der Glanz der Welt, was Reichtum und Ehre? — Nichts — sie brennen das Herz aus, und was bleibt zurück? — Leere, — Leere, nur Leere.

Und wenn wir arm werden, Dir, dem armen, bloßen Jesus nachfolgen, — was nützt es uns? Was erfüllt unser Herz? — O Seligkeit! Das Schönste, das Beste im Himmel und auf Erden. — Du selbst, o armer Heiland! — Arm werden wollen wir, um einst im Himmel reich zu sein. Verbannte wollen wir sein auf dieser Erde, die für Dich, o Jesus, nur das Kreuz als Gabe hatte. Das ist ja unsere Heimat nicht.

Die Heimat ist dort oben,
Dort oben ist die Ruh!“

Drum wollen wir unser Leben, das in Deinen Augen wie ein Augenblick ist, allein ausfüllen mit Dir — Dich suchen, Dich immer mehr erkennen — Dir nachfolgen — Deine Kindlein sein, Deine Lieblinge! Denn, „wer ist ärmer als ein Kind?“ Hilflos liegt es in seiner Mutter Arm. Sie schenkt ihm Nahrung, sie schenkt ihm Liebe — und was kann es anders, als sie wiederzulieben, ihr entgegenzulächeln? — So arm und klein wollen wir vor Dir, o Jesus, sein! Was haben wir für eine Aufgabe zu erfüllen, außer der einen: Dich zu lieben? Wie das Kindlein sich seiner Mutter ganz hingibt, so geben wir uns Dir ganz hin! Nimm uns an, Du, der Du durch Deinen hl. Geist gesagt hast: „Auf meinen Knien werde ich sie liebkosen, und an meiner Brust sie tragen.“ — So hilf uns, ganz klein und arm zu werden, daß wir keinen Schritt wagen dürfen ohne Dich! Hilf uns so klein und liebend zu werden, daß unsere Liebkosungen Deine Dornenkrone erleichtern; denn ein Kind kann nicht hochmütig sein. Und wenn wir gefallen sind, so nimm uns wieder auf und führe uns! Wir fragen nicht, wohin Du uns geleiten wolleſt. Führe uns Deine Wege, und gehen unsere Schritte auch über Dornen — mit Dir werden es Rosen. Und lädst Du uns das Kreuz auf unsere schwachen Schultern — mit Dir es zu tragen, ist Seligkeit. Und führt Dein Weg weit ab von den Straßen der Welt — mit Dir sind wir nie einsam. Und führst Du uns aufwärts durch dunkle Nacht, wenn im Tale der Lust der Tag erglänzt, — Du bist unser Licht, wir wissen es, wir vertrauen Dir ohne Grenzen. Dein Weg führt hinauf auf den „Berg der Liebe“, wie die kleine hl. Theresia sagt. — Was soll uns denn zurückhalten von Dir? — Reichtum? — Du, o armer Jesus, bist unser Reichtum! — Ehre? — Du, o Gottes Sohn, bist unsere Ehre, denn durch Dich sind wir alle Kinder Deines himmlischen Vaters! — Lust? — Du bist unsere höchste Lust und Seligkeit! Drum hab' Erbarmen mit uns allen und allen denen, die uns lieb und teuer sind! Laß uns gleich Deinen Heiligen den

„Berg der Liebe" erreichen! Nimm unsere Blindheit weg von unsern Seelen, daß wir freudig verlassen, was von dieser Welt ist. Laß uns durch sie gehen wie heimatferne Kinder, die nur einen Wunsch kennen: in die Heimat zu kommen zum Vater. Und laß alle Menschenkinder ihren wahren Beruf erkennen, den „Beruf der Liebe". „Mein Beruf ist die Liebe," ruft uns Theresia entgegen. Laß uns alle zu diesem Berufe heranreifen und unsere kleinen Erdensorgen und Erdenleiden und Erdenlieben in ihm aufgehen. Du allein bist unserer Liebe wert, Du allein genügest uns, der Du die Deinen „geliebt bis ans Ende", Du, der Du unser Herz selbst so geschaffen, daß es hungert nach ewiger Liebe. So hilf uns armen Sündern, daß wir sie erlangen und besitzen ohne Schranken und ohne Grenzen. Laß doch keines Deiner Kinder sich verirren im Tal der Sünde. Nein, hilf, daß die ganze Erde wie eine unendliche Prozession hinaufwandle zum „Berge der Liebe", nach Golgatha. Ziehe alle an Dich, für die Du nackt und arm am Kreuze hingst, und hilf, daß einst, wenn Du in Deiner Herrlichkeit erscheinst am Tage des Gerichtes, wir alle mit Dir in die ewige Heimat einziehen können, in die Wohnung der Kinder Gottes, die uns der „Vater bereitet hat von Anbeginne".

Nachrichten über die „Saffa"

Samstag, den 4. März, und Sonntag, den 5. März, fand im Großratssaale zu Bern die vierte Plenarsitzung der großen Ausstellungskommission und der Administrativ- und Gruppenkomitees statt. Gegen 250 Frauen aus allen Teil der Schweiz, aus den verschiedenen Sprachgebieten und von verschiedenster Weltanschauung und aus allen Schichten der Bevölkerung waren anwesend, und es war eine herzerquickende Freude, zu beobachten, mit welcher Disziplin und mit welch rascher und sicherer Folge und in welch feinem Tone die überaus reichhaltige Traktandenliste beraten wurde. Es sei im Folgenden den Leserinnen der „Lehrerin" eine kurze Auslese aus den Verhandlungen geboten.

Die Verhandlungen des Samstagnachmittags, welche Budgetfragen und verschiedene interne Angelegenheiten betrafen, waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt.

Der Sonntagvormittag war zum größten Teil der Beschreibung der Ausstellungspläne gewidmet. Herr Hiller, einer der ausführenden Architekten, führte den Anwesenden den Bauplan vor, wie er sich heute nach wiederholter Aenderung präsentiert.

Das Gelände ist dasjenige der Landesausstellung von 1914 und umfaßt eine Bodenfläche von 94,000 Quadratmetern, wovon 32,000 Quadratmeter überbaut werden sollen. Die Ueberbauungsfläche wird also wenig größer werden als diejenige der letzten St. Galler-Ausstellung, die 30,000 Quadratmeter betrug.

Die Anlage und bauliche Ausgestaltung der „Saffa" wird sich jedoch anders präsentieren als die landwirtschaftlichen und gewerblichen Ausstellungen der jüngst vergangenen Zeit. Frauenarbeit will eher in intimen Räumen als in großen Hallen wirken. Das bedingt eine große Aufteilung des Areals in viele relativ kleine Hallen von zirka 12 Meter Breite und 24 Meter Länge. Durch die Staffelung der Hallen wird innen eine intimere Stimmung und außen ein originelles Bild erzielt. Die Anlage soll durchzogen sein von viel Rasen, Gartenwegen und Ziergärten, in denen eine größere Anzahl Gärtnerinnen ihre Kunst zeigen können.

Ein Aussichtsturm von 26 Meter Höhe innerhalb der Ausstellung wird es ermöglichen, die ganze farbenfrohe Anlage mit einem Blick übersehen zu können.

Fehlen wird die Festhütte und damit die Möglichkeit zur Abhaltung von Banketten. Die ursprünglich vorgesehene große Verpflegungsstätte ist aufgelöst worden in verschiedene kleinere. Unter diesen wird das alkoholfreie Restaurant des Zürcher Frauenvereins die Hauptarbeit leisten. Der Frauenverband „Schweizer Volksdienst" übernimmt die Kantine für die Verpflegung der Angestellten und die Aushilfe in der Verpflegung der Gäste bei Massenandrang. Weitere Verpflegungsmöglichkeiten bieten das Terrassen-Restaurant mit zirka 250 Sitzplätzen und eine große Konfiserie. Die Bernerfrauen werden eine Küechli-Wirtschaft betreiben.

Genügend Platz für die Generalversammlungen und Tagungen wird der Kongreßsaal mit 1200 Sitzplätzen bieten. (Hier sei bemerkt, daß der Zentralvorstand des Vereins kath. Lehrerinnen der Schweiz in seiner Weihnachtssitzung beschlossen hat, es sei im Sommer 1928 keine Generalversammlung in Bern abzuhalten. Damit fällt auch der geplante Unterhaltungsabend unseres Vereins dahin. Darauf seien speziell diejenigen Kolleginnen aufmerksam gemacht, die sich durch den Fragebogen in bereitwilliger Weise für diesen Anlaß zur Verfügung gestellt haben.)

Unser Beschluß, keinen eigenen Abend zu veranstalten wird im großen Unterhaltungsprogramm in Bern keine Lücke verursachen. — Es sind dort so viele und abwechslungsreiche Veranstaltungen vorgesehen, daß die große Bühne des Kongreß-Saales (25 Meter Breite, 26 Meter Tiefe) während der ganzen Dauer der Ausstellung in Anspruch genommen sein wird.

Aus dem Bericht der Präsidentin des Unter-

haltungskomitees seien erwähnt: Zwei große Eröffnungskonzerte, Modeschau — Marionettentheater, Kino, Saffa-Ball, Musikalische Matinees, Aufführungen von Schweizerischen Kompositionen aus dem Manuskript, Vorführungen der Damenturnvereine, zehn Kantonaltagungen, Bettagsfeier.

Am Sonntagnachmittag erstatteten die Präsidentinnen der einzelnen Ausstellungsgruppen Bericht über die Anzahl der Anmeldungen und über die Art der Gruppierung, soweit hiezu schon feste Pläne vorliegen. Wir stellen, als für uns besonders wissenswert, den Bericht von Frl. Helene Stucki über die Gruppe „Erziehung" an die Spitze.

Es liegen 134 Anmeldungen vor, worunter mehrere Kollektiv-Ausstellerinnen. Von den vier Hallen, die dieser Gruppe zur Verfügung stehen, wird die eine ganz von den Klöstern belegt werden. Frl. Stucki bemerkte dazu, es werde sicherlich weite Kreise interessieren, einmal einen klaren Einblick in die Arbeit der Frau zu bekommen, da, wo sie sich ganz und ungehemmt von äußern Einflüssen ihrem Berufe, in diesem Falle dem Lehramte, hingeben könne.

Eine zweite Halle wird alle Stufen des Schulwesens umfassen,, vom Kindergarten bis zur höhern Töchterschule, ebenso den hauswirtschaftlichen Unterricht im schulpflichtigen Alter, (während das hauswirtschaftliche Bildungswesen im nachschulpflichtigen Alter der Gruppe „Hauswirtschaft" zugeteilt wird). In dieser zweiten Halle, die ein buntfarbiges Mosaik sein wird, zusammengesetzt aus all den vielen kleinen Beiträgen, werden auch die angemeldeten methodischen Arbeiten der kath. Lehrerinnen, versehen mit dem Abzeichen unseres Vereins, untergebracht werden.

Eine Kollektiv-Ausstellung des Bildungswesens im nachschulpflichtigen Alter wird die dritte Halle ausfüllen, während die vierte Halle ebenfalls eine Kollektiv-Ausstellung des Schweiz. Arbeitslehrerinnenvereins beherbergen wird.

Am zahlreichsten sind die Anmeldungen eingegangen für die Gruppe Gewerbe. 500 Einzel- und 200 Kollektivausstellerinnen belegen zusammen eine Fläche von 1500 Quadratmeter. Hier werden Werkstätten im Betrieb vorgeführt; die Strohflechterei, Handweberei, Kürschnerei und viele andere Zweige der Frauenarbeit werden vertreten sein. Auch Arbeiten von Kranken und Gebrechlichen werden zur Ausstellung gelangen.

Die Gruppe Historik wird hauptsächlich alte Wohnräume ausstellen. Für wertvolle Stücke aus Museums- und Privatbesitz, die in diese Abteilung gehören, wollte und konnte die Ausstellungsleitung das Risiko des Herausnehmens aus festen schützenden Mauern nicht übernehmen. Es wird dieser Teil der „Saffa" also als Sonderausstellung im historischen Museum zu besichtigen sein. Dieser Museumsbesuch ist in den vorgesehenen Autorundfahrten inbegriffen.

Bei der Gruppe Industrie werden die einzelnen Kantone mit ihren typischen Fabrikationen vertreten sein, soweit Frauenarbeit daran beteiligt ist, z. B. Waadt mit Schokolade, Neuenburg mit Ebauches, Tricotages, Genf mit Bijouterie, Tessin mit Brissago, Linoleum, Aargau mit Konfitüre und Strohflechterei, Bern mit Porzellan, Solothurn mit Papier und Seife, etc.

Die Gruppe Handel wird die Arbeit der Verkäuferin, der Schaufensterdekorateurin, der Reisenden und der Hausiererin zeigen, ebenso die Arbeit der Frau im Verkehrsdienst.

Es würde zu weit führen, jede Gruppe einzeln zu besprechen. Zum Schluß noch zwei wichtige Mitteilungen:

1. Anmeldungen werden keine mehr entgegengenommen, weil der zur Verfügung stehende Platz schon vollauf belegt ist und sogar da und dort die angemeldeten Maße für auszustellende Arbeiten beschränkt werden müssen.

2. Die angemeldeten Arbeiten müssen bis Ende Juli bereit sein, dürfen aber nicht vor erfolgter Weisung nach Bern gesandt werden. Die Ausstellungsleitung wird direkt mit jedem einzelnen Aussteller verkehren.

3. Die Ausstellungsleitung ist zum Beschluß gekommen, keine Preise für die Ausstellungsobjekte zu verteilen. Doch hat sich jede Ausstellerin für ihre Arbeiten der Beurteilung durch die Annahme-Jury zu unterziehen und sich eventuell eine Rückweisung des angemeldeten Gegenstandes gefallen zu lassen.

Die nächste Plenarsitzung wird erst nach Beendigung der Ausstellung zusammentreten. Unterdessen wünschen wir der „Saffa" zahlreichen Besuch, besonders auch aus den Kreisen unserer Lehrerinnen.

Der katholische Film

Von Pierre l'Ermite.

Das Kino, ich meine unser Kino: das Kino der Katholiken, müßte sein wie eine Schlachtflotte. Da gibt es schwere Panzerkreuzer, aber auch Torpedojäger und Unterseeboote. Zuerst brauchen wir die großen Filme. Für die Welt, für das große Publikum! Die Katholiken sind nicht dümmer als die andern. Sie müssen also imstande sein, zur Welt zu sprechen, auf die Welt Eindruck zu ma-

chen. (In den schönsten Kinos der abendländischen Hauptstädte wurden große katholische Filme vorgeführt. Ueberall haben sie ihre Berechtigung erwiesen. Obgleich sie nicht Millionen kosteten, füllten sie die Seele. Mein Film „Wie ich mein Kind tötete", dessen Herstellungskosten sich auf etwa 170,000 Franken beliefen — eine Geringfügigkeit für das Budget einer Filmgesellschaft — wurde zum goldenen Vließ für alle, die es verstanden, ihn aufzuführen.)

Aber die großen Filme sind nicht überall gleich brauchbar. Welch weites Feld steht noch offen für die kleinen Filme, Land- und Provinzfilme meinetwegen, für die „Torpedojäger"!

Ein Beispiel. Drunten im Mittelmeer liegt Korsika. Das Priesterseminar von Ajaccio zählte vor dem Krieg 120 Seminaristen. Gegenwärtig hat es noch neun! Es ist kein Grund vorhanden zu verzweifeln, wenn man Gott, die Presse und das Kino auf seiner Seite hat. Pater Dabion, der bereits einen großen französischen Film „gedreht" hat, kam kürzlich zu mir, um mir die Lage auseinanderzusetzen. In zehn Minuten hatten wir das Szenarium zu einem 600-Meter-Film (Gattung: Torpedojäger) fertig. Hier das Schema.

Es war ein Hirtenknabe. Und es war ein Hirtenmädchen . . . (Die Gravitätischen, die ganz Ernsten bitte ich um Entschuldigung: die Hirtin ist unerläßlich; und schließlich — Gott hat in seiner Güte auch sie erschaffen!) Sie hüteten ihre Herden an den Bergabhängen, wo die herrlichen Kastanienbäume von Zicava gen Himmel klettern. Beide waren gute Christen; sie betrachteten sich, ohne verpflichtet zu sein, als verlobt.

Eines Tages kommt der Kurat mit seinem alten Kuraten in die Fischerdörfer von Piana, am Golf von Porto, wo die großen roten Felsen steil aus den blauen Fluten ragen. Dort wohnt der Junge einem ertragreichen Fischfang bei, der ihn an das Gemälde in seiner Heimatkirche erinnert. Vor den vollen Netzen, die ans Land gezogen werden, spricht der Geistliche vom Gleichnis Christi: Eines Tages wirst du Menschenfischer sein! Er zeigt ihm das herrliche Land, das katholisch ist bis ins Mark, wo aber die Männer Gendarmen werden, Zollwächter, Gefängnisbeamte, während der Stand des Geistlichen ausstirbt.

„Und du," sagt der Pfarrer plötzlich zu dem Jungen, „willst nicht auch du Menschenfischer werden?"

Mit verwunderten Augen sieht ihn der Knabe an. Und er denkt nach. Er betet. Er bittet um Erleuchtung. Einen Monat später vertraut er in einer bewegten Szene Qual und Zweifel seines Herzens der kleinen Hirtin an. Das Mädchen weint. Aber als gute Christin will sie dem Aufstieg ihres jungen Gefährten und Verlobten nicht im Wege stehen. Am Rande des Kastanienwaldes knien sie zusammen vor einer Statue der schmerzhaften Gottesmutter nieder. Sie beten beide um Kraft und Erkenntnis nach dem Willen Gottes.

Dreißig Jahre später. Der Hirtenknabe ist Priester geworden. In einer jener Szenen, wie sie im Film so leicht herzustellen sind, sieht er im Geist sein Leben. Wie es sich abgespielt hätte, wenn er „in der Welt" geblieben wäre! Sieht das kleine korsische Haus inmitten der heißen Felsen, mit dem grüngestrichenen Holzbalkon; sieht die Frau, die Kinder, den Garten, die Ziegen, die Schafe. Ein Bild, das Freude schafft. Aber: das Leben jedermanns! In einer andern Vision schaut er die übernatürliche Fruchtbarkeit seines Priesterlebens: die Kinderscharen beim Katechismusunterricht, das Blühen seiner Pfarrei, die frohen Jugendwerke, den sakramentalen Dienst, die Armen- und Krankenbesuche. Welch große Schar von Menschen, auf die seine Liebe wirkt, die seiner Führung folgen!

Der Priester versinkt in Gedanken. Und mit ihm beginnen die Zuschauer über den Unterschied nachzudenken. Hat nicht der Hirtenknabe in der Tat „den bessern Teil" erwählt?"

Die letzten drei Worte wird der Film als Titel tragen.

Jüngst wurde er da unten, in diesem herrlichen, wunderreichen Land „gedreht". Die eigenen Berge, ihre Weingärten, ihre Aloepflanzungen, ihre Kastanienwälder wird die Bevölkerung Korsikas im Bilde schauen. Nicht länger als 600 Meter (die Länge eines zweiaktigen amerikanischen Lustspiels) wird der Film. Da seine Herstellung nur einige Tausend Franken kostet, wird man ihn zu billigem Preis ausleihen können.

Aber, Katholiken: Dieser **eine** Film genügt nicht! Was auf Korsika gemacht wird, kann es nicht in allen Ländern, in allen Diözesen gemacht werden? Haben sie nicht alle ihren besonderen Reiz, ihre besonderen Verhältnisse, die im Szenarium nachzuschaffen wären? Man könnte einen Wettbewerb veranstalten: Welcher Diözese gelingt der beste Priesterfilm? — Benützt die Mittel unserer Zeit! Erinnert euch des Pauluswortes: Ob ihr esset, ob ihr trinket, alles geschehe zur Ehre Gottes!

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Freidrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der **Krankenkasse**: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, **Kriegeren** (Kt. St. Gallen)

14. Jahrgang Nr. 4 12. April 192[illegible]

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Lehrerin und Kind am weißen Sonntag — Einem Kinde zur ersten heiligen Kommunion — Einführungskurs für Mädchenturnen in Menzingen — Ferienkurs in Belmont — Mütterlichkeit —

Lehrerin und Kind am weißen Sonntag

Weißer Sonntag! Die Sonne steigt strahlender auf, der Himmel scheint blauer, und die Glocken läuten heute feierlicher vom Tal herauf. Blumen überall im Rasen und Vogellieder in der Luft und Knospenschwellen und Freude. Und da mitten durch den Frühlingsjubel wandelt eine Prozession von Blumen, dunkle und weiße, liebliche Menschenblumen. Sie sind wie kleine Könige und Königinnen der Menschheit, geschmückt wie Bräute und wandeln ernst und lächelnd mit gefalteten Händen dahin, das Köpfchen gebeugt unter dem weißen Kranze. Jeder Uebermut und Schalk ist jetzt geflohen, und rührende Unschuld strahlt von den Stirnen. Der Alltag ist zu weit weg, und nichts stört die Wonne dieses Morgens. Beim Klang der Glocken und der Orgel ziehen sie ein, und manchem Mütterchen, das sie da kommen sieht und manchem Manne steigt's heiß auf in den Augen, denn was Schöneres, Heiligeres könnte es geben unter den Menschen, als die kleinen Erstkommunikanten? „Ein Schauspiel für Engel und Menschen“ sind sie, ein Blumengarten, der Gott selbst entzückt, von dem er spricht: „Siehe, ich komme in meinen Garten.“

Er kommt. Es naht die heilige Stunde, in der sich das wunderbarste Geheimnis vollzieht, daß Gott mit dem Menschenkinde eins wird. Er kommt in den Garten und sucht nach den Blumen, die ihm aufblühten. Und jetzt, liebe Lehrerin, jetzt ist die Stunde des Examens, das für dich das wichtigste sein soll, gekommen. Er kommt und durchschaut die kleine Seele, er erkennt die Blümlein, die deine Hand zum Blühen gebracht. Er hört in diesem Augenblick alle lieben Worte, die du dem Kinde gabst, er sieht jede Begeisterung, die du in ihm weckteſt, er lauscht allen guten Vorsätzen und Wünschen dieser Kinderseele, die durch dich erwacht sind, und er schaut mit Wonne die Tugendblüte, die dein stilles Beispiel in diesem Herzchen hervorbrachte. — Aber o weh, wie müßte er trauern ob dir und deiner Schuld, wenn du die Blumen nicht geweckt hättest, wenn du kalt und gleichgültig in dieser Vorbereitungszeit dem Kinde gegenübertrateſt, wenn du es nicht mit deiner Liebe voll und ganz betreut hätteſt? — Die Stunde der Prüfung ist da, einer verborgenen, von der Welt ungeahnten Prüfung.

Fällt sie gut aus, ist er zufrieden mit seinem Garten, dann freue dich, denn der Augenblick der Erfüllung ist da. Er kommt und erfüllt alle Wünsche, stillt die Sehnsucht, macht überreich sein Kind und diejenigen, die es in seine Arme führten. — Jetzt läutet das Glöcklein am Altar, und die ernsten Buben, die weißen Mädchen, nahen sich der himmlischen Tafel. Sie heben das Köpfchen, wie die Blume sich der Sonne zuwendet, und er, der ja die Sonne der Seele ist, kommt herab in der kleinen Brotsgestalt, umfängt mit zärtlichster Liebe diese Bräutchen und läßt „den Kuß seiner Liebe“ in ihnen zurück, damit sie immer wieder nach ihm sich sehnen und ihre Sehnsucht durch kein Geschöpf gestillt werden könne, nur durch ihn allein, der sich sehnt nach Menschenliebe. Er ist es, der allein Erfüllung schenken kann. Und er wünscht, daß alle zu ihm kämen, alle diese Erfüllung bei ihm suchend. Diese Wünsche legt er nieder in die Herzen deiner Kinder, wenn auch ihnen unbewußt. Einmal kommt auch für sie die Stunde, in der sie klar sehen und wissen, daß nur er die Erfüllung ist, nur er diejenigen erquickt, „die mühselig und beladen sind“. Und dann, wenn diese Stunde kommt, sei es nach Jahren der Prüfung, nach Jahren des Irrtums, vielleicht erst in der Todesstunde, dann, liebe Lehrerin, wenn sie die Wahrheit erkennen, nimmst auch du teil an der Erfüllung, von der du das junge Herz einst begeistert hast.

Weißer Sonntag, Tag der Freude! Auf Erden gibt es nur eine höchste Freude, die ist einzig in der Liebe Gottes zu finden. Der Weiße Sonntag ist das Liebesfest auf Erden. Und an diesem

Liebesfest sollst du dich freuen, denn du halfst es ja vorbereiten, du lehrtest die Kinder den Heiland lieben. Das ist der Tag der Freude für dich. Und wie könnte es anders sein? Steigen nicht Freudentränen in deine Augen, wenn du die weißen Kinder, eins ums andere vorn niederknien siehst, in seliger Lust, das Haupt wie Lilien geneigt? — Wie wird der Himmel jubeln ob diesen Kindern und mehr noch ob der unbegrenzten göttlichen Liebe ihres Königs, der herabgestiegen ist in seinen Garten und dem Liebesgeflüster seiner Kinder lauscht:

Mein Jesus ist da — und ruhet bei mir.
Mein Seelchen zittert — ein Vögelein scheu,
Vor Freude jubelt und weint es schier
Und betet innig — vertraut ihm aufs neu.

Er kühlet die Wunden wie sanfter Tau,
Er nähret die Freuden, wie Flammen rein.
Sein Segen mildert, was wild war und rauh —
Mich liebt er, ein Kind so arm und so klein!

J. M.

Einem Kinde zur ersten hl. Kommunion

Nun führen dich die Engelein
An treuer, lieber Hand,
Und schützen mit den Flügelein
Der Gnade Lichtgewand.

Du bist dem holden Jesuskind
Nun Liebling und Gespiel,
Und seine Ruhstatt sanft und lind,
Der höchsten Liebe Ziel.

Du bist das Kripplein, welches trug
Das holde Jesulein —
Du bist das Kreuz, woran man schlug
Den Heiland keusch und rein.

O glücklich Kind! — Nun habe acht,
Daß niemand dich beraubt,
Wie man ein Kleinod stets bewacht,
Betreu, dem du geglaubt.

Einführungskurs für Mädchenturnen in Menzingen

Stundenplan

Zeit	18. April **Mittwoch**	19. April **Donnerstag**	20. April **Freitag**	21. April **Samstag**	23. April **Montag**	24. April **Dienstag**
8.30	Vortrag	Schrittübg.	Freiübung	Schrittübg.	Schrittübg.	Komm. Ueb
9	Freiübung	Volkst.	Schrittübg.	Volkst.	Freiübung	Schrittübg.
9.30	Schrittübg.	Volkst.	Volkst.	Spiel	Volkst.	Freiübung
10	Laufen	Freiübung	Singspiel	Freiübung	Spiel	Volkst.
10.30	Freiübung	Pause	Pause	Pause	Pause	Pause
11	Volkst.	Schrittübg.	Freiübung	Schrittübg.	Freiübung	Freiübung
11 30	Sprwd.	Sprwd.	Stangen	Komm. Ueb.	Stangen	Sprwd.
14	Referat	Spiel	Schrittübg.	Schrittübg.	Schrittübg.	Lektion III
14.30	Spiel	Komm. Ueb.	Volkst.	Spiel	Spiel	Fortsetzung
15	Lektion I	Freiübung	Spiel	Freiübung	Volkst.	Spiel
15.30	Schrittübg.	Pause	Freiübung		Freiübung	Entlassung
16	Freiübung	Stangen	Pause		Schrittübg.	
16.30	Referat	Referat	Komm. Ueb.		Komm. Ueb.	
17			Referat		Referat	

Stufe II vom 18.—21. April inkl.

Fortsetzung Stufe III vom 23.—24. April inkl.

Vortrag zur Einführung: „Die Körperkultur im Lichte des Christentums" von H. H. P. Wolfgang Eschbach O. S. B.

Leitung: Lektion Stufe I: Schwester M. Prisca.

Volkstümliche Uebungen: (Laufen, Springen, Werfen, Fangen) Spiel: Frl. L. Schöbi.

Schreit-, Hüpf-, Frei-, Geräte- und Kommandierübungen, Referate: Sr. Coletta.

* * *

Liebe Kolleginnen!

Wir laden Sie nochmals recht freundlich zum Besuche dieses Turnkurses ein. Sie müssen zwar mit dem bescheidenen Beitrag aus unserer Vereinskasse zufrieden sein; eine eidgen. Subvention bekommen wir diesmal noch nicht; aber Ihre Opferwilligkeit wird den Weg vom Tal zum Berg überbrücken. Und droben, in gesunder, luftiger Höhe, werden Sie angenehme Ferientage verleben und reichen Gewinn für unsere Mädchenerziehung nach Hause nehmen.

Für den Vorstand des V. K. L.:
M. Keiser.

Ferienkurs in Belmont, Hereford, England

In dem idyllisch gelegenen Institut der Menzingerschwestern in England, „Holy Croß Convent" Belmont, Hereford, wird diesen Sommer ein Ferienkurs stattfinden für Ausländerinnen (d. h. Nicht-Engländerinnen), welche ihre Kenntnisse im Englischen entweder auffrischen oder bereichern wollen.

Der Kurs wird den 20. Juli beginnen und acht bis neun Wochen dauern. Die Vormittagsstunden von 9 bis 1 Uhr werden ausgefüllt mit Vorlesungen und Klassenunterricht, erteilt von englischen Lehrerinnen, welche von der Universität London diplomiert sind. Der Kurs scheidet sich in eine Abteilung für Anfängerinnen und eine, eventuell zwei, für Fortgeschrittene. Die Nachmittagsstunden sind dem Sport gewidmet, Tennis, Schwimmen, Ausgang nach der Stadt oder was immer den Kursteilnehmerinnen zusagt. Ein Tag in der Woche wird ganz frei sein für größere Ausflüge (Malvern, Oxford, Wales). Belmont selbst bietet einen fast unerschöpflichen Reichtum an Naturschönheiten. Die Schweizerinnen, die dort weilten, nennen es ein Stücklein irdisches Paradies. Es wird den Kursteilnehmerinnen frei stehen, die letzte Woche in Holy Croß, Wimbleden (einer Vorstadt Londons) zuzubringen und von dort aus Londons Sehenswürdigkeiten zu besuchen und vom englischen Stadtgetriebe und Geschäftsleben eine Idee zu bekommen.

Die Feriengäste bezahlen einen Pensionspreis von 600 bis 700 Schweizerfranken für die Dauer eines Aufenthaltes (Wimbledon inbegriffen) je nach Zimmer (Dreier-, Zweier- oder Einzelzimmer oder Schlafsaal).

Wer von uns Lehrerinnen Zeit und Geld hat, um die Reise nach England zu unternehmen und an diesem Ferienkurs teilzunehmen, die wird zweifellos ganz ideal schöne Ferien erleben. Abgesehen davon, daß man sich, trotz der Kursstunden, in Belmonts prachtvollem Parke wundervoll erholen kann, daß man von den erstklassigen Unterrichtsstunden bedeutendste Sprachbereicherung mit heim bringt, bietet es uns Schweizerinnen größtes Interesse und ganz besonderen Reiz, englisches Leben, intimes, feinstes Familienleben kennen zu lernen. Holy Croß Convent ist dafür berühmt. Die ehrw. Oberin, selbst Engländerin, die aber ihre Studien- und ersten Lehrerinnenjahre in der Schweiz zubrachte, versteht es ausgezeichnet, ihre Gäste in den eigenen Zauber des berühmten, seit Jahrhunderten kultivierten englischen „Home, sweet Home" einzuführen. Und wie tut es uns Schweizerinnen gut, einmal diese verfeinerte Kultur, hier veredelt und verklärt vom echten, religiösen „Menzingergeist", kennen und schätzen zu lernen und ein Lüftchen davon in unsere, neben aller Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit und Einfachheit (?) halt doch ein wenig grobknochige Eigenart hinein wehen zu lassen! Wir können nur gewinnen dadurch!

Anmeldungen nimmt entgegen die Direction of Holy Croß Convent, Belmont, Hereford, England.

Mütterlichkeit

Von Elsbeth Friedrich.

Weiße Mullgardinen hangen an den Fenstern. Auf dem Schreibtisch ist das elektrische Lämpchen angedreht, und im Kamin knistert dürres Holz. Susanne Werner blättert zerstreut in ihren Briefsachen. Es ist eine Unruhe in ihr. Sie weiß nicht, woher diese gekommen, aber es macht sie unfähig zu einer geordneten Arbeit. Da fällt ihr ein Bild in die Hand. Eine Photographie. Fred Hekar steht darunter. Das jungfrohe Studentengesicht lacht ihr zu, genial fällt das lockige Haar in die Stirne, helles Sonnenlicht spielt über die Zephirbüsche im Hintergrund. —

Ja, das war vor zehn Jahren. Susanne Werner zählte damals siebzehn Jahre und ist seine „Flamme" gewesen. Gewesen? — All die Jahre hindurch ist er ihr Freund geblieben. Treulich ist er an ihrer Seite gestanden, als sie ihre Eltern kurz nacheinander verlor, treulich hat er ihr geholfen, selbständig auf die Füße zu stehen, das kleine Vermögen wurde sicher an Zins gelegt und endlich hat er sich mit ihr gefreut, da der gute Hausarzt, Dr. Helmer ihr seine sämtliche Buchführung übertrug und dafür reichlich honorierte. Sie aber liebte den Jugendfreund, liebte ihn mit dem ganzen großen Gefühl der erwachenden Frau, liebte ihn immer tiefer, immer treuer. Aber nie ist von Liebe gesprochen worden. Susanne wartet, wartet auf die große Stunde.

Hastig legt sie das Bild weg. Warum ist er drei Monate lang fern geblieben? Warum ist er ihr bei der letzten Soiree ausgewichen? — Durch seine Stellung — er ist ein hervorragender Ingenieur — läge einer Heirat nichts mehr im Wege. Sie bekommt fieberheiße Wangen, lehnt sich mit geschlossenen Augen zurück und denkt angestrengt nach. Es war im Staufferschloß gewesen, und Irene Stauffer ist jung und schön und reich. Susanne springt auf und steht vor dem Spiegel. Sie streicht das schwarze Haar energisch zurück: „Schön bist du nicht, Susanne Werner," sagt sie halblaut,

„und auch nicht reich.“ Und ihr Auge sieht Jugend und Glanz und Ehre vom weißen Stauffer-schloß berückend winken — — —.

In ihre Betrachtung schrillt die Glocke. Sie nimmt dem Briefträger die Zeitungen und zwei Briefe ab, ihr Blick bleibt starr am zweiten großen Couvert hängen. Mechanisch schließt sie die Türe, geht langsam in die Stube zurück, mit eiskalten Fingern öffnet sie es. Sie ist nicht einmal erstaunt, als sie die breit gedruckten Worte liest: „Irene Stauser, Fred Hekar, grüßen als Verlobte.“ Reglos, mit gesenktem Kopfe, steht sie lange am Tische. Bis sich die Hände über dem feinen goldverzierten Papiere falten, bis lautlose Tränen langsam darauf niederfallen: „Herrgott, laß ihn glücklich werden.“ — —

Nach dem Abendessen schellt es ungestüm, und herein eilt die junge Ursula Bächtig, Susannens liebste Freundin. Hochrot und zornsprühend fällt sie der Aelteren um den Hals:

„Weißt du es schon? Er hat sich verlobt.“

Sachte löst Susanne die zwei frischen festen Arme. Gefaßt blickt sie an der Freundin vorüber: „Ja, Ursula.“

Diese aber bleibt sprachlos stehen:

„Himmel, Susanne, du und Hekar, ihr habt doch einander geliebt.“

Susanne wendet sich ab. Fest preßt sie ihre Hände auf das pochende Herz: „Ja, ich habe ihn lieb,“ bekennt sie leise.

Ursula fährt auf: „Es ist schlecht von ihm, schlecht und charakterlos. Niederträchtig handelt er und falsch — — —.

„Sei still,“ bittet Susanne gequält, so darfst du nicht sprechen und du sollst auch nicht. Er war frei, ich habe ihn nicht gebunden. Nur im Herzen“, fügt sie versonnen hinzu, „habe ich an seine Treue geglaubt.“

Ursula begehrte ungeduldig zu wissen:

„Warum hat er es getan, so erkläre mir doch, warum?“

Susanne schüttelt den Kopf:

„Ich weiß es nicht. Vielleicht aus Ehrgeiz, Irene ist reich und vornehm, viel und begeistert umworben, vielleicht auch hat's ihm die Jugend, ihre süß berückende Jugend angetan. Es ist nun so,“ setzte sie tonlos hinzu, „was wollen wir nach Gründen suchen?“

Verhaltenes Weh brennt in den dunklen Augen, wortlos starrt Susanne in die Lampe, es ist still geworden im Zimmer. Die praktische Ursula sucht krampfhaft nach Trostesworten und findet sie nicht, jede Silbe scheint ihr eine Phrase zu werden, so bleibt sie stumm und gedrückt. Aber liebkosend streichelt und wärmt sie der Freundin kalte Hand. — Endlich beginnt Susanne wieder, ihre Stimme scheint weit weg zu kommen:

„Er hat mir meine Jugend durchsonnt, er gab mir seine Freundschaft, seine Liebe, muß ich ihm nicht danken? Ja, mag er seinen Weg nun schreiten, ich zürne ihm nicht. Wenn nur die Sehnsucht nicht wäre. Und ich habe die Kinder so lieb, ich wäre so gerne Mutter geworden.“

Schluchzend vergräbt sie ihr Gesicht in die Arme. Ursula atmet auf. Alles ist ihr lieber, als die vorhergegangene unnatürliche Ruhe. Sie läßt Susanne ruhig weiter weinen und sinnt unterdessen auf Hilfe. Tatkräftig ist die kleine Ursula immer gewesen und hilfbereit gegen alle Menschen. Auch erfinderisch, immer fand sie einen kleinen Weg in die Sonne. Ueber ihre regelmäßigen Züge läuft ernsthafter Wille, einen solchen der Freundin zu zeigen. Und plötzlich nickt sie, ein-, zweimal. Sanft umarmt sie Susanne: „Ich will dir Ersatz bringen. In jedem Mädchenherz ist der Zug nach Mütterlichkeit. Darum bin ich so zufrieden, weil ich Lehrerin bin und Kinder um mich habe. Das fehlt dir, Susanne. Ich bringe dir ein Kind.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, Susanne schaut auf, fährt sie fort: „Ein armes verlassenes Kind, Vater und Mutter tot, im Gemeindehaus verkümmert es, auf Wiedersehen morgen, liebe Susanne.“

Spricht's und ist draußen, Susanne steht fassungslos mitten im Zimmer.

— — —

Sie verbringt eine unruhige Nacht, hell und frostig ist der kalte Januarmorgen. Lange preßt Susanne ihre Stirne an die Fensterscheiben, ihre Gedanken wollen sich nicht sammeln lassen.

Da klinkt leise die Türe auf. Susanne erschrickt und kehrt sich um. Ein vierjähriges Mägdlein wird rasch ins Zimer geschoben, klack, die Türe ist wieder zu. Verschüchtert schaut ein blaugefrorenes Gesichtlein Susanne an und unbeweglich sind zwei große fragende Augen auf die stille Frau am Fenster gerichtet. Und langsam füllen sich diese schönen blauen Kinderaugen mit Tränen. Aber schon kniet Susanne am Boden. Beim kleinen fremden Eindringling.

„Willst du mich lieb haben?“ bettelt sie innig.

Scheu legen sich zwei runde weiche Aermchen um ihren Hals:

„Mutti, mich hungert.“

Da nimmt Susanne das Mägdlein an ihr Herz.

„Mich hungert auch,“ weint sie nochmals tief und schmerzlich. Aber dann richtet sie sich tapfer auf. Hoch hebt sie das kleine Gretelein empor, dankbar empfängt sie Gottes Gnadengeschenk. Die weiße Wintersonne ist in die Stube gekommen, ihre milde Wärme umfließt die beiden einsamen Menschen: Die Frau und das Kind.

14. Jahrgang Nr. 5 17. Mai 1928

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Eine merkwürdige Schule und eine eigenartige Lehrerin im 17. Jahrhundert — Die alte Linde — Saffa — Kinderskizzen: 's Maiblüemeli —

Eine merkwürdige Schule und eine eigenartige Lehrerin im XVII. Jahrhundert

Eingesandt von P. Leo in Mehrerau.

Als der heiligmäßige Kardinal Marcantonio Barbarigo (1640—1706), Sprößling einer der ältesten, reichsten und angesehensten Adelsfamilien Venedigs, im Jahre 1687 die Leitung der Diözesen Montefiascone und Corneto übernahm, traf er in seinen Bistümern recht traurige religiöse Verhältnisse an.

Durch das schlimme Beispiel von oben, hauptsächlich seitens der lebensfrohen Familie Farnese, hatten beim Landvolk Arbeitsscheu und Ausgelassenheit Platz gegriffen. Der Klerus selbst hatte sich dem verderblichen Einfluß nicht zu entziehen vermocht, dazu war er großenteils höchst ungebildet und vergnügungssüchtig.

Der weitblickende, kluge und verständige Oberhirte Kardinal-Bischof Marcus Antonius ließ sich dadurch keineswegs entmutigen. Er kannte nicht bloß das allgemeine Uebel, er wußte auch die wirksamsten Mittel dagegen anzuwenden. Diese aber waren Volksmissionen und Hebung des Religionsunterrichts. Für entsprechende Heranbildung des Klerus sorgte er durch den Bau eines heute noch sehenswerten Priesterseminars. Sein Hauptaugenmerk aber richtete er auf die Erziehung und Ausbildung der Jugend in Schule und Christenlehre.

Zunächst dachte der Kardinal-Bischof an die Errichtung von Mädchenschulen an den einzelnen Orten seiner Diözese. Hierzu hatte er einige Frauenspersonen aus verschiedenen Gegenden, auch aus Rom, kommen lassen. Sein eigentlicher Zweck war dadurch aber nicht erreicht; deshalb verlor der Bischof keineswegs das Vertrauen. Eines Tages sprach er über den ernstlich erwogenen Plan der Gründung solcher Schulen mit zwei Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, die in Montefiascone auf der Durchreise waren. Dabei erfuhr er, daß eine gewisse Rosa Venerini zu Viterbo bereits den von Sr. Eminenz gehegten Plan in die Tat umgesetzt habe. Sie habe dort nämlich eine öffentliche Schule für die Mädchen eröffnet und leite dieselbe, unterstützt von einigen andern Damen und Schülerinnen. Sie unterrichte die weibliche Jugend nicht bloß in den einschlägigen Handarbeiten, sondern auch in der Sittenlehre, vor allem aber in den Wahrheiten des hl. Glaubens, und zwar zum großen geistlichen Nutzen jener Stadt.*) Rasch entschlossen, verlor er keine Zeit, sorgte vielmehr unverzüglich dafür, daß Rosa Venerini auch in Montefiascone ein Werk beginnen konnte, das sie in ihrer Vaterstadt Viterbo zur allgemeinen Zufriedenheit leitete.

Die Jungfrau von Viterbo, die schon seit einiger Zeit sich innerlich angetrieben fühlte, auch anderswo die Errichtung von Mädchenschulen zu betätigen, ging mit Zustimmung ihres Seelenführers auf den Wunsch des Kardinals ein, „jedoch mit der Einschränkung, daß sie nicht für immer ihre Schule in Viterbo verlassen müsse, daß sie sich ferner anderswohin begeben dürfe, wo der Herr sie haben wollte; endlich daß sie sich nur solange in Montefiascone aufzuhalten habe, bis sie Mädchen von dort hinreichend herangebildet hätte, die dann fähig wären, selbst wieder als Lehrerinnen zu wirken“. Diesen Vorbehalt, den uns Luca Corneli als zuverlässiger Zeuge und Gewährsmann berichtet, muß man unbedingt beachten, wenn man über die Bedeutung und Aus-

*) Luca Corneli, Handschrift. Leben des Kardinals Barbarigo, 32. Kapitel.

dehnung des Werkes richtig urteilen will, welches von Rosa Venerini in der Diözese von Montefiascone begründet wurde.

Begleitet von ihrem Bruder, dem tüchtigen Advokaten Orazio Venerini, sowie von Monsi. Bernardino Recchi, Uditore Sr. Eminenz, begab sich Rosa nach Montefiascone, woselbst sie mit einer Gefährtin vorübergehend im St. Klarakloster Aufenthalt nahm. Die beiden wichtigen Persönlichkeiten, Rosa und der Kardinal, besprachen sofort die Angelegenheit miteinander. Dieser wollte zuerst mündlich vollkommen eingeführt sein in die bei den Mädchen übliche Unterrichtsmethode, in den Lehrstoff und in den Umfang der weiblichen Handarbeiten. Darauf verlangte er zur bessern Uebersicht schriftliche Aufzeichnungen. In diese vertiefte er sich und fand, daß die Lehrmethode wahrlich dem Nächsten zum Nutzen und Gott zur Ehre gereiche. Er machte zwar noch einige Bemerkungen und unwesentliche Abänderungen, dann aber genehmigte er die Vorlage und gestattete ihre Ausführung. Man mietete ein Haus, Rosa und ihre Hilfslehrerin verlegten nun dorthin ihre Wohnung, und im Jahre 1692 wurde die Schule eröffnet.

Ueber die erzielten Erfolge berichtet P. Andreucci S. J. Die Schule wurde schon bald von etwa vierzig jungen Mädchen besucht; es wären noch mehr gekommen, wenn Rosa Venerini sich nicht in kluger Beschränkung mit einer solchen Zahl begnügt hätte, um nicht eine größere Last auf sich zu nehmen, als sie zu tragen vermochte. Der Unterrichtserfolg trat gleich sichtbar zutage. Die Schülerinnen zeichneten sich durch wohltuende Bescheidenheit aus, ferner durch öftern und andächtigen Empfang der hl. Sakramente sowie durch eine gründliche Kenntnis der christlichen Glaubenslehre. Kardinal Barbarigo, der durch seine Schulbesuche und durch seine Ermunterungen Lehrerinnen und Schülerinnen ermutigte, freute sich herzlich über die heilsamen Erfolge. Im Verein mit der Venerini tat er alles, was das Fortblühen des edlen Werkes sichern konnte. Beweis dafür ist ein Brief der Rosa Venerini, dem wir folgende schöne Stelle entnehmen: „Der Eifer dieses heiligmäßigen Kardinals war so groß, daß er sich im Feuer einer glühendsten Liebe zu verzehren schien und daher alles, sich und sein Besitztum, hergeben wollte,, um die ihm anvertrauten Seelen zum Himmel zu leiten."

Die Dankbarkeit Barbarigos gegen die Venerini entsprach völlig der Hochherzigkeit des Oberhirten. Auf ihre dringende Bitte um gütige Vermittlung, damit ihr Seelenführer, P. Ignazio Martinelli, der anderswohin versetzt worden war, wieder nach Viterbo zurückkehren möchte, unternahm der Kardinal-Bischof unverzüglich die nötigen Schritte. Der Kardinal-Bischof richtete also sein Gesuch an die Obern der Gesellschaft Jesu in Rom. Es hielt zwar schwer, den P. Martinelli aus der Liste der Hausobern herauszunehmen, worin die Obern ihm den Platz angewiesen hatten; allein sie hielten es schließlich doch für ihre Pflicht, der Bitte eines so heiligmäßigen Kardinals zu entsprechen. Nachdem dann der Pater selbst einen nicht geringen Widerwillen gegen seine Rückkehr nach Viterbo überwunden hatte, begab er sich neuerdings in jene Stadt und übernahm wieder die geistliche Leitung der Lehrerinnen. Sein Rat trug auch viel zur Entwicklung der Schulen bei.

Der wirksamen Vermittlung des Kardinals Barbarigo ist es also zu verdanken, wenn das Unternehmen der Rosa Venerini zu Viterbo nach Ueberwindung der Widersprüche und Schwierigkeiten unter der klugen Leitung des P. Martinelli einen neuen kräftigen Aufschwung zu verzeichnen hatte.

Rosa Venerini mußte gleichfalls nach Viterbo zurückkehren. Diese Rückkehr war ihr nicht bloß von ihrem eigenen Willen auferlegt, sondern auch von den bedauerlichen Verhältnissen, worin sich die von ihr selbst in jener Stadt gegründete Schule befand. Es war eine Spaltung entstanden, und nur eine Lehrerin war der Venerini treu geblieben. Somit gelang es dem Kardinal nicht, sie länger in Montefiascone zu behalten. Nun war er eifrig darauf bedacht, eine Person herauszufinden, die fähig wäre, die Schule fortzusetzen, ihr neues Leben und erhöhten Aufschwung zu verschaffen. In dieser Lage traten die Pläne der göttlichen Vorsehung zutage. Es schlägt die von Gott bestimmte Stunde, und Lucia Filippini*) betritt ihr Wirkungsfeld. Ihre Aufgabe steht nun fest. Sie wird das Werk der Rosa Venerini fortsetzen und, unterstützt durch die Weisheit und Kraft des Kardinals Barbarigo, wesentlich beitragen zur Errichtung eines Instituts, das einem zuerst unscheinbar vorkommt, trotzdem es riesengroß ist, aber das nach zwei Jahrhunderten in staunenswerter Frische sein Apostolat der Erziehung und Erneuerung noch fortsetzt. Geboren am 13. Jänner 1672 in Tarquinia Corneto, wurde sie mit 8 Jahren Doppelwaise und kam in das Haus ihres Oheims. Später nimmt sich der Kardinal-Bischof Marcantonio Barbarigo ihrer an. Lucia Filippini, die der Kardinal schon 1688 aus Tarquinia Corneto hatte kommen und im St. Klara-Kloster hatte wohnen lassen, wurde hier mit Rosa Venerini gut bekannt; denn diese hatte ja im gleichen Kloster Aufenthalt genommen; während sie ihre Arbeiten im Hause verrichtete und sich auf den Schulunterricht vorbereitete, hatte sie Gelegenheit, die Tugenden, das Talent und die Fähigkeiten der 20jährigen Jungfrau Lucia zu bewundern. Rosa Venerini empfahl denn

*) Andreuccis Bericht.

auch dem Kardinal Barbarigo unsere Lucia Filippini als eine Person, die wohl würdig wäre, den Dienst an der Mädchenschule zu versehen.

Wie Di Simone berichtet, hatte sich Rosa Venerini ein sicheres Urteil über die Fähigkeiten Lucias gebildet, sie war ferner überzeugt davon, daß sie niemand besser denn Lucia als ihre Nachfolgerin im Lehrfache zurücklassen könnte. Rosa besuchte daher die Filippini und suchte sie zur Uebernahme eines Amtes zu bereden, *für dessen Last sie außer Lucia keine andere Person in der Stadt Montefiascone als passend aufzufinden vermochte.* Das stimmt auch vollständig mit dem überein, was der Biograph des Kardinals, Luca Corneli, berichtet. Er erwähnt natürlich auch die Lucia Filippini und schildert sie als eine Person „*begabt mit einer ausgezeichneten Gemütsart, mit einem erstaunlichen Weitblick und mit großer Befähigung*". Es war somit natürlich, daß Rosa Venerini in ihrer Unterredung mit Lucia Filippini diese mit ihrer Lehrmethode vertraut machte. Diese Einführung im Lehrfach erforderte wohl nicht viel Zeit, denn es handelte sich ja nicht um eine Schülerin von langsamer Fassungskraft und schwerfälligem Geiste, sondern um eine junge Dame offenen und geweckten Geistes, der auch nicht eine der für das Lehrfach erforderten Eigenschaften abging.

Unsere Lucia hatte schon von zarter Jugend an mit erfreulichem Erfolg in ihrer Geburtsstadt Tarquinia das Amt einer Katechistin ausgeübt; so zeigte sie sich im ersten Augenblick denn auch ganz geneigt, auf die Wünsche Rosa Venerinis einzugehen; dann aber überlegte sie bei sich selbst die Schwierigkeit des Unternehmens und die ungeheure Mühe, die gefordert ward. Das schreckte sie vor einem solchen Wagnis zurück, und sie suchte der Last, die man ihr auferlegen wollte, auszuweichen. „Allein die Gedanken Rosas," bemerkt Di Simone, „waren diesen Wünschen Lucias völlig entgegengesetzt, daher begab sie sich zum Kardinal, schilderte ihm die Befähigung Lucias und fügte hinzu, diese sei die einzige Person in Montefiascone, die zum Nutzen der Seelen das Amt einer Lehrerin verwalten könne. Dieser Vorschlag gefiel dem Kardinal und er beschloß, Lucia als *Grundstein* zu benützen, worauf er das Werk der Schulen zu errichten gedachte".

So wird Lucia Filippini aus dem Kloster herausgeholt und mit der Leitung der Schule betraut. In ihrer Seele entwickelte sich ein schrecklicher Kampf. Jahrelang hatte sie in der Stille des Klosters, in inniger Vereinigung mit Gott zugebracht; nun hatte sie nicht mehr die Absicht, ein Amt zu übernehmen, das sie mit der Welt in Berührung gebracht hätte. Daraus entstand der Widerwille gegen die Uebernahme einer Aufgabe, welche ihr im Widerspruch zu sein schien zu dem liebgewonnenen beschaulichen Leben. Noch mehr, herangewachsen in der Schule der Demut, sah sie ihre völlige Schwäche als unerfahrene Frau und dachte, sie sei nicht fähig, einer so mühevollen und schwierigen Aufgabe sich zu unterziehen, unter deren Last sie erdrückt zu werden befürchtete. Sie kannte wohl den Anfang jener Unternehmung, doch deren Ziel und Ende waren ihr unbekannt. Diesen Befürchtungen gegenüber trat der Wille des Kardinals, der unserer Seligen den Willen Gottes ausdrückte und kundtat. Wie sich auflehnen wider diesen Willen? Daran hinderte sie doch der Gehorsam, nach dem sie ihren Geist gebildet hatte. Man denke sodann noch an die väterliche Liebe und Güte, womit der Kardinal-Bischof sie zur Uebernahme des Amtes zu bereden suchte.

Darauf verzichtete sie hochherzig und opferfreudig auf die im Kloster genossene geistige Ruhe; vom beschaulichen Leben wendet sie sich dem tätigen zu, also einem Leben voll Mühen und Opfer. Das war ihre Mission. Die Tatsachen werden beweisen, daß ihre Neigungen, Wünsche und Eigenschaften völlig übereinstimmten mit der Natur des Apostolats, das Gott ihr zugedacht hatte. So pflegt die göttliche Weisheit zu verfahren: sie verleiht den Geschöpfen, die sie für eine große Aufgabe bestimmt hat, die entsprechenden notwendigen Eigenschaften, um diese Mission in erfolgreicher Tätigkeit und mit wunderbarem Nutzen auszuüben. Lucia verließ also die Wohnung im St. Klarakloster, grüßte tiefgerührt jene geheiligten Mauern und verabschiedete sich ehrfuchtsvoll von jenen Klosterfrauen, in deren Herzen sie eine süße und edle Erinnerung an sich zurückließ. Der Tag wird nicht ferne sein, an dem sie jene Schwellen wieder betreten soll, um dem Befehle ihres Oberhirten zu gehorchen und um jenes Martyrium zu erdulden, das sie noch mehr reinigen und auf dem Wege der Vollkommenheit noch höher emporführen sollte.

Die Selige hatte also im Gehorsam das Amt einer Lehrerin übernommen, sie kannte aber auch die Schwere der Last, der sie sich unterzogen hatte. Sie war jetzt 20 Jahre alt, sie hatte sich längere Zeit im Kloster dem Gebet und der Betrachtung gewidmet; nun stand sie an der Spitze einer Schule, wo sie lehren und erziehen soll. Im Bewußtsein der Pflichten ihres Amtes mußte sie sich umso mehr bedrückt fühlen bei dem Gedanken, daß Kardinal Barbarigo, indem er sie zur Nachfolgerin des Fräuleins machte, sie auch „*zur Leiterin sämtlicher Schulen einsetzte, welche etwa noch in seiner Diözese errichtet würden*".*) So ausgedehnt war ihre Aufgabe, so umfassend der Zweck ihrer Mission. Daraus entstand denn auch die große Verantwortlichkeit, von

*) Luca Corneli, Handschriftl. Leben, S. 57.

der sie sich wahrhaft beschwert und bedrückt fühlte. Aeußerlich blieb Lucia heiter und ruhig, in ihrem Innern aber stürmte es gewaltig. Ein großer Kampf spielte sich in ihrem Herzen ab. Es war der alte Kampf zwischen Gut und Bös; ein geheimnisvoller und unerklärlicher Kampf, wobei selbst die Quellen des Guten zu versiegen schienen. In diesem Kampf blieb der Geist Lucias siegreich; allein ihr Leib mußte dem Wüten des Sturmes unterliegen; die heldenhafte Kämpferin erkrankte. Ihr zeitgenössischer Biograph versichert: „Lucias Krankheit erschien anfänglich als ein leichtes, unbedeutendes Uebel, es verschlimmerte sich aber derart, daß es geradezu gefahrdrohend wurde. Sie verlor gänzlich den Appetit, ihr Leib schwoll an wie ein Schlauch. Die einen hielten sie für wassersüchtig, die andern meinten, sie sei schwindsüchtig. Es hatte sie nämlich bald darauf ein langwieriges schleichendes Fieber befallen, das stetig, aber unvermerkt an ihr zehrte. Eine Zeitlang suchte sie ihr Leiden zu verbergen und ihre gewohnte Beschäftigung fortzusetzen; allein, das Uebel verschlimmerte sich und wurde so stark, daß sie sich zu Bette legen mußte. Der Kardinal Barbarigo, dem an ihrer Gesundheit sehr viel gelegen war, befürchtete, mit dem Hinscheiden Lucias wäre die Hoffnung auf Gründung der Schulen völlig geschwunden; er tat daher alles, was in seiner Macht stand, dem Uebel zu steuern, er scheute keine Kosten, sondern berief die berühmtesten Aerzte zur Behandlung der Kranken. Gleich als ob er an nichts anderes zu denken hätte als an ihre Krankheit, wollte er genau unterrichtet sein über ihr Befinden, auch schickte er auserlesene Vertrauenspersonen von großer Herzensgüte zu ihr, um sie zu trösten und aufzurichten. Gott wollte indes durch diese Krankheit Lucias Geist läutern, deshalb blieben alle angewendeten Heilmittel ohne Erfolg; sie mußte das Bett hüten, nicht etwa nur den einen oder andern Monat, sondern über ein Jahr. Dabei hatte sie Gelegenheit genug, unerschütterliche Geduld und volle Ergebung in Gottes heiligen Willen zu bekunden."

Es war eine jener geheimnisvollen Krankheiten, denen die Heiligen oft unterworfen sind. Die Trostlosigkeit der Seele greift auf den Körper über; die Beängstigungen des Geistes ziehen das Fleisch in Mitleidenschaft. Die Geistesdürre, die übrigen Leiden und Qualen bewirken einen verderblichen Rückschlag auf den armen Leib, der im Kampfe ganz geschwächt, oft genug unterliegt und zusammenbricht. Es sind jene Todesängste, wie nur die Heiligen sie zu ertragen vermögen; denn Gott sendet sie überhaupt nur den Heiligen, um sie zu reinigen und sie in der Liebe zu den Trübsalen voranzubringen.

Die Selige bleibt Siegerin bei diesem innerlichen Kampfe; sie wird erlöst aus ihrer bedrückenden Geistesdürre. Der Widerwille, den sie früher verspürte, ist gewichen, sie ist freier geworden, kühner und stärker. In solcher Seelenstimmung nimmt sie ihre Tätigkeit an der Schule wieder auf und macht sich mit staunenswerter Begeisterung an die Verwirklichung ihres Apostolats.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Linde

Draußen im Zipfel des Appenzellerländchens, wo die Oberegger schon zu den Rheintalern guten Tag sagen können, liegt der Brunnenhof. Er schaut hinab auf das blühende Rheintal und rückwärts gegen die blauen Berge des Alpsteins. Und jetzt, da das Maiengras um das braune Haus sproßt und die Vöglein nicht genug singen mögen, hat auch die alte Linde neben dem Haus ihr Festgewand angezogen und duftet aus tausend Blüten so süß und wonnesam. Zu ihren Füßen rauschen die Brunnen ein Frühlingslied. Hie und da fliegt ein Täubchen auf den Rand, um sich zu laben. Ein Frieden liegt über dem ganzen Gehöfte, und nichts scheint diese Harmonie zu stören.

Knarrend öffnet sich die Eichentüre, und das Fineli vom Brunnenhof hüpft mit bloßen Füßlein heraus. Es ist dies das dritte Kind des Brunnenhofbauern, und sie sagen, es sei ein ganz eigenes und wolle nie tun wie die andern. Und die Brunnenhofbäuerin meinte oft, es sei eben ganz aus der Art geschlagen, an ihm sei alles verloren, und zu einer tüchtigen Bäuerin tauge es nie. Und so ließ man das Fineli seine Wege gehen, und es ging sie auch. Jetzt lockt es die Tauben zu sich heran und streut ihnen Futter. Sie sind seine kleinen Freunde und kennen es gut. Es hat überhaupt noch viele solche Freunde; seine beste Freundin aber ist die Großmutter im obern Stübli. Und die Großmutter sagt auch oft, ohne das Fineli könnte sie kaum mehr leben. Das ist so nach und nach gekommen, daß die beiden immer bessere Freunde wurden, weil man beide für unnütz hielt und froh war, wenn sie niemandem in den Weg kamen. Denn wie auch der Hof im Maienschmucke lag, in den Herzen fehlten dieser Schmuck und diese Ruhe. Früher ja, da war es anders gewesen, als die Großmutter noch die Bäuerin war, aber seit ihr einziger Bube vor Jahren eine junge Brunnenhoferin aus dem Rheintal herauf holte, hatte sich manches geändert. Zuerst mußten die Nelken- und Geranienstöcke weg von den Fenstergesimsen, denn diese seien einem nur vor der Sonne, sagte die junge Frau. Der Großmutter schnitt diese Rede ins Herz. Ihre Lieblinge, ihre Blumen mußten fort. Da richtete

sie oben ein kleines Stüblein ein, nahm so viele als nur Platz hatten unter ihre vier Fenster und überließ in Gottes Namen die andern ihrem Schicksal. Aber weh tat es ihr, wenn so eins ums andere ihrer Pfleglinge verkauft wurde, als ob man ihr Kinder entrissen hätte.

Dann kam der Garten daran. Daraus, meinte die Bäuerin, könnte man doch mehr Nutzen ziehen. Da mußten die schönen Blumenbeete weichen, und nur ein einziges Eckchen erinnerte an die frühere Pracht. Als die Frau eines Morgens ins Haus hinein rief: „Johann, hilf mir etwas", schaute die Mutter oben zum Stüblifenster heraus, denn sie konnte sich doch nicht so rasch in ihr Schicksal fügen, wie sie gemeint hatte, und hätte gerne mitgeholfen und mitgeraten. Also horchte sie, was da zu helfen wäre im Garten. Und was war es? — Ihr Rosenbaum, ihr Liebling, den sie mit ihrem Manne selig gepflanzt hatte, mußte weg. Da rief sie ängstlich herunter: „Laßt doch den Baum. Johann, warum tust du das," Aber die Antwort kam spitz herauf, zwar nicht von ihm, aber von ihr: „Da müssen überall Beeren gepflanzt werden." Seither hat die Mutter das Schweigen gelernt und sich zurückgezogen.

Die Jahre gingen dahin und brachten manche Wunden und heilten sie wieder. Die Freude kehrte auch hie und da in Großmutters Herz ein, besonders dann, wenn die kleinen Brunnhoferlein ankamen. Sie hatte doch wieder etwas Lebendiges, Warmes, das sie mütterlich pflegen durfte. Die zwei Aeltesten wandten sich zwar immer mehr von ihr ab, je älter sie wurden, denn sie hatten ganz ihrer Mutter Art geerbt. Aber das Fineli war ihr Liebling. Es saß ganze Tage lang beim Großmutti und lauschte seinen Geschichten oder plauderte von seinen Erlebnissen. Es liebte Großmuttis Blumen an den Fenstern und ihre lieben Vögel in der alten Linde, und es bekam nie genug, wenn Großmutti davon erzählte. An manchem Frühlingsabend, wenn der Wind in den Zweigen rauschte und den süßen Duft verbreitete, saßen die beiden auf der Bank unter der Linde und lauschten auf ein Amsellied, und Großmütterchen mußte wieder erzählen von der Linde. Und zuletzt sagte sie oft zum Fineli: „Gelt, wenn ich einmal tot bin, legst du mir jeden Frühling einen Kranz von Lindenzweigen auf mein Grab." Das mochte Fineli nicht hören, und es legte sein Blütengesichtchen in Großmutters Schoß, denn es konnte nicht glauben, daß Großmutti sterben könnte.

Im Mai aber, wenn die Betglocken läuteten, waren Großmutter und Fineli regelmäßig unter der Linde beisammen, manchmal auch die andern Einwohner des Brunnenhofes. Im Stamm der Linde, unterhalb der Stelle, wo sich die Aeste verzweigen, war nämlich eine Höhlung, und darin hatte man in frühern Zeiten ein Muttergottesbild angebracht. Es war alte Sitte, daß die Brunnhofer im Mai dort den englischen Gruß und eine Litanei beteten. Das war ihre Maiandacht. Jetzt fanden sie dazu selten Zeit mehr, seit die junge Frau im Hause regierte. Nur die Großmutter und das Fineli schmückten das Madonnenbild und hielten in kindlicher Einfalt ihre Andacht davor, die alte Frau oft mit Tränen in den Augen, wenn sie zurückdachte an die Zeit, da alles im Hause, Vater, Mutter, Kinder und Gesinde hier vereinigt beteten und friedlich auseinander gingen. Was auch den Tag hindurch ihre Herzen mißstimmt, erzürnt oder beschuldigt hatte, hier unter der Linde bei der Muttergottes wurde wieder alles gut. Im Herzen hatte die Großmutter immer dieselbe Bitte an Maria: „Gehe nicht weg mit deinem Segen von diesem Hause." Hätte sie geahnt, was für Pläne die junge Bäuerin mit sich herum trug, so wäre für sie alle Liebe, die sie noch hatte, in Bitterkeit verwandelt worden.

Die Linde war nämlich der jungen Brunnhoferin schon lange ein Dorn im Auge. Sie getraute sich aber anfänglich doch nicht, deren Sturz zu verlangen, da sie sah, wie sogar ihr Mann kindlich an diesem Baume hing. Mit den Jahren aber hatte sie sich alles untertan gemacht, und selbst Johann willfahrte ihr immer um des Friedens willen. So sagte sie ihm einmal, die Linde sei zu groß, sie werfe den Schatten ja übers ganze Haus und den Garten und schade so nur. Es wäre viel besser, man würde junge Obstbäume heranziehen an Stelle dieser alten, morschen Linde. Da wehrte sich der Mann denn doch; aber wie es so geht, wenn eigensinnige Weiber sich etwas in den Kopf gesetzt haben, sie sind umso mehr auf ihre Idee versessen, je stärkern Widerspruch sie erfahren. Jeden Tag fragte sie, wie lange die Linde noch stehen müsse, ihre Gemüsebeete bekämen keinen Sonnenstrahl mehr. Immer spitzer wurden die Fragen, immer gehässiger ihre Laune, und es schien jede Freude, aller Friede gewichen, so daß der Man schließlich dachte, lieber die Linde fällen, als den Unfrieden im Hause haben.

In diesen Tagen war das Fineli jeden Augenblick oben bei der Großmutter, denn diese war leicht erkrankt und bedurfte der kleinen Pflegerin. Sie stand zwar jeden Nachmittag auf, schon um des Kindes willen, das ein gar trauriges Gesichtlein machte, wenn die Großmutter nicht in ihrem Stuhle saß. Jedesmal, wenn sie sich mit Mühe erhob, lebte es wieder ganz auf, und seine Augen strahlten wie der blaue Himmel. Dann, wenn sie so beisammen saßen und die Linde ihre Zweige beinahe ins Stübchen hineinstreckte, so daß es ganz von Duft erfüllt war, mußte Großmütterchen wieder erzählen von früheren Zeiten. Das Fineli

hörte das alles so gerne wieder, wenn es auch alles längst wußte. Und besonders die Geschichte, wie das Muttergottesbild da hinaufkam, schien ihm ganz wunderbar. Es sei einmal im Mai gewesen, vor vielen, vielen Jahren, da habe eine Brunnhoferin ein Kindlein bekommen und sei zum Tode erkrankt. Niemand konnte ihr mehr helfen. Da habe sie ihre letzte Zuflucht zur Muttergottes genommen und sich ruhig ihr übergeben. Da hätte sie einen wunderbaren Traum gehabt. Die Linde sei vor ihr gestanden und in der Höhlung sei eine wunderschöne Frau wie auf einem Throne gesessen und habe ihr ein Kindlein entgegen gestreckt. Das sei die Muttergottes gewesen mit dem Jesuskind. Als die kranke Frau erwachte, habe sie sofort befohlen, das Muttergottesbild, das heute noch dort steht, hinauf zu stellen und habe unter Tränen den Traum erzählt. Sie sei dann gesund geworden, und seither haben die Brunnhofer Maria als ihre besondere Beschützerin verehrt.

Diese Geschichte gefiel dem Fineli über alles. Wie lebhaft träumte es sich jede Einzelheit aus und hatte schon oft zur Großmutter gesagt, es möchte auch so krank sein und würde dann fest beten, daß Maria auch im Traum zu ihm käme, und dann wollte es aber das holde Jesuskindlein auf die Arme nehmen und mit ihm spielen.

So plauderten und träumten die beiden wieder eines Nachmittags, als sie draußen zum Gesumm der Bienen eine Säge knarren hörten. Das Fineli sprang ans Fenster und guckte hinaus. Es wurde ganz bleich und machte große, traurige Augen. „Großmutter, die Linde — —" konnte es nur hervorbringen und brach in Schluchzen aus. Nun kam auch die Großmutter ans Fenster heran. „Johann, Johann!" rief sie. Ein Schrei des Entsetzens. Dann sank sie in ihren Stuhl zurück und weinte bittere Tränen. Das Fineli barg sein Köpfchen in ihrem Schoße und weinte leiser und leiser. Dann streichelte es Großmutters runzlige Wange und ihre alten Hände, denn sein Herzlein konnte es nicht ertragen, wenn Großmutter weinte. Es suchte sie zu trösten in seiner Kinderart. Plötzlich sprang es fort und kam bald wieder, — und was trug es? Nun mußte die Großmutter doch lächeln, — das Muttergottesbild und ein paar Aeste von der lieben alten Linde. Das kam nun in Großmutters Stübli an den Ehrenplatz und wurde bekränzt mit den letzten Zweigen der Linde. Als sie es aufgestellt hatten, krachte es draußen und es war wie ein hundertstimmiges Seufzen, als die alte Linde fiel. Die Großmutter ging nicht mehr ans Fenster; ihr war, als wäre ein lieber Freund gestorben. Am andern Tage ist sie nicht mehr aufgestanden. Ihre Kräfte schwanden dahin, und keiner konnte mehr helfen. Nur einmal strahlte noch ein glückseliges Lächeln um ihren Mund, damals, als der Priester kam und ihr die letzte, die heilsamste Arznei brachte. Da kniete das Fineli still am Bettende, denn es wußte, daß jetzt das holde Jesuskind zur Großmutter kam, nicht im Traum, sondern in Wahrheit. Dann schloß die Großmutter für immer die Augen. Sie wäre bald vergessen gewesen auf dem Brunnenhof, wenn nicht das Fineli ihrer gedacht hätte. Täglich ging es auf Großmütterchens Grab, täglich trat es nachher vor den Vater und sagte, er müsse eine neue Linde pflanzen, die Großmutter wolle Kränze davon. Weil es nicht nachgab und weil der Vater das Fineli doch liebte, erfüllte er seinen Wunsch und pflanzte ein neues Lindenbäumlein. Davon konnte Fineli bald ein paar Zweige abbrechen und später viele, daß es einen Kranz gab.

Aber die alte Linde mit ihren süßen Träumen und Geschichten war und blieb tot. Jahre sind nun vergangen. Das Fineli, weil es gar zu fein war für die Welt, ist eine glückliche Nonne geworden und erzählt ihren Mitschwestern noch oft von der Großmutter und der alten Linde daheim auf dem Brunnenhof. Ida Minder.

„Saffa", Schweiz. Ausstellung für Frauenarbeit, Bern 1928

Bern, im April 1928.

Aufruf an die Schweizermütter.

„Jede Frau, deren Herz in Fürsorge aufwallt, ist Mutter".

Lisa Wenger.

Liebe Schweizerfrauen!

Bald werden wir Schweizerfrauen an der „Saffa" die Arbeitsprodukte unserer Hände und unseres Geistes zur Schau stellen. Diese Ausstellung soll für uns eine Schule der Selbstachtung und des Selbstvertrauens, aber auch der Emporbildung zu höheren Zielen werden. Alle nur denkbaren Berufe und Gebiete weiblicher Betätigung sollen vertreten sein: Fabrikarbeit, Gewerbe, kaufmännischer Dienst, Schneiderei, das Putzmachen, Hauswirtschaft, Kunst, Wissenschaft, Lehrberuf u. a. m.

Beinahe wäre aber das ausgedehnteste und wichtigste Gebiet der Frauenarbeit ohne Darstellung geblieben: Die Arbeit der Frau als Mut-

ter und Erzieherin in der Familie. Es besteht kein „Verein der Mütter", welcher zu dieser Darstellung die Initiative ergriffen, das Material gesammelt und gesichtet und einen Plan ausgearbeitet hätte. Die Ausstellungsleitung konnte aber das Fehlen dieses hochwichtigen Gebietes an einer so umfassenden Ausstellung schweizerischer Frauenarbeit, wie die „Saffa" sie bildet, nicht verantworten und hat deshalb selber die nötigen Schritte getan, damit die klaffende Lücke gefüllt werde.

Hunderttausende, ja vielleicht die Mehrzahl aller Schweizerfrauen geben ihre wertvollsten Kräfte an die häusliche Erzieherarbeit hin. Wir denken an Mütter einer vielköpfigen Kinderschar, die der erste Frührotschein und die späteste Nachtstunde bei der Arbeit finden. Das sind Frauen, die durch das Beispiel ihrer Tüchtigkeit, Pflichttreue und Opferfreudigkeit wirksam an der Erziehung der kommenden Geschlechter arbeiten, und diese Arbeit, aus dem Herzblut der Frau geschöpft, muß schon um der Gerechtigkeit willen zur Darstellung kommen.

Aber auch um ihrer selbst und ihrer Bedeutung für das Volksganze willen verdient sie einen ehrenvollen Platz an der „Saffa". Baut sich doch das Wohl eines Volkes auf die Tugenden auf, zu denen die häusliche Erziehung die Grundlage legt: auf Ordnungssinn, Sorgfalt, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Verträglichkeit, Hilfsbereitschaft, soziales Fühlen und soziales Wollen. Diese Tugenden und seelischen Fähigkeiten sind es, welche die Familie und mit ihr den Staat zusammenhalten. Sie bedeuten den Mörtel im Gesellschaftsbau. Ohne diese Bindung müßte der Bau bei sozialen Erschütterungen zusammenfallen, wie Beispiele der Gegenwartsgeschichte genugsam zeigen.

Und weil dem so ist, verdient diese Seite der Frauenarbeit eine besonders demonstrative Darstellung, wodurch sie befähigt sein wird, auf ihre Besucher erzieherisch einzuwirken: An ihr sollen sich die Schweizermütter stärken im Willen zur unentwegten treuen Arbeit und zur Weiterbildung, und dem heranwachsenden Geschlecht der künftigen Mütter sollen Ziele gesteckt werden, würdig genug, danach zu streben.

Wie oben angedeutet, hat die Ausstellungsleitung eine Schau „Die häusliche Erziehung" (eingegliedert in die Abteilung „Hauswirtschaft") vorbereitet. Nun stellen sich aber der Ausführung des Planes finanzielle Schwierigkeiten entgegen: denn wieder fehlt die große Vereinigung, die starke, tragende Schultern zur Verfügung stellen könnte. Die Leitung der „Saffa", der die Ausführung des Planes sehr am Herzen gelegen ist, muß die Hilfsbereitschaft und Opferfreudigkeit der schweizerischen Mütter in Anspruch nehmen.

An die Mütter — an alle Mütter im Sinne unseres Mottos — wenden wir uns mit der freundlichen Bitte: Helft durch eine Beisteuer mit, die Lücke in der „Saffa" zu füllen, die Ausstellung „Die häusliche Erziehung" zu schaffen. Auch die kleinste Gabe ist willkommen. Man sende seinen Beitrag mit der Bemerkung: „Für die häusliche Erziehung" an folgende Adresse: „Saffa", Bern, Postcheck-Nr. III/5787.

Läuft das notwendige Geld ein, so soll eine Schau zustande kommen, die den Schweizermüttern zur Freude und Genugtuung gereichen wird.

Kinderskizzen

Von J. M.

's Maiblüemeli.

Mein „Blüemeli" ist ein liebes, kleines, lebendiges Menschenkind. Wenn du es sehen könntest, du würdest unwillkürlich an den Frühling denken, an ein grünes Tal, wo diese seltsame Blume so schön erblüht. Vielleicht würdest du's mit einem braunen „Kapuzinerli" vergleichen, dessen Wänglein hold erröten.

Mein „Blüemeli" ist also ein Mädchen von zweieinhalb Jahren, und wenn du fragst, wie es heißt, so schlägt es seine dunklen Augen vorwurfsvoll zu dir auf, nicht begreifend, daß es noch Menschen geben kann, die eine solche Wichtigkeit nicht wissen, und sagt: „Lisbethli."

Heute läuft unser Liebling nicht wie gewöhnlich auf der Wiese mit seinem Brüderchen um die Wette — rate nur, wo Lisbethli steckt! Im Bettchen liegt es! Ja, das kleine Bachstelzchen liegt im Bette. Wenn man sich zu ihm hinsetzt und fragt: „Warum bisch du im Bett," so blitzt es in seinen Kirschenaugen so lustig auf und es lächelt: „I bi halt chrank." Das ist ein wichtiges Ereignis im Leben der Kleinen. Die Krankheit ist aber gottlob nicht wichtig und das kleine Ding zwitschert oft wie ein Vögelein. Und doch ist es langweilig im Haus, wenn die kleinen Füße nicht herumtrippeln, wenn das Plappermäulchen nicht seine kuriosen Geschichten erzählt und die dicken Aermchen sich nicht liebkosend nach innen ausstrecken. Am meisten fühlt das wohl sein Brüderchen. Das ist so still und brav in diesen Tagen, denn „Lisbethli" geht ihm über alles. Es ist ihm Spielkameradin von früh bis spät, auch zu allerlei kleinen Streichen muß das Schwesterlein helfen, denn was der „Bubi"

sagt, dem muß man nach seinem Begriff unbedingten Gehorsam leisten.

Unsere Kleine hat auch ihre wichtigen Geschäfte. Oft kommt sie mit ernstem Gesichte dahergewatschelt wie ein Entchen. Dann eilt sie einem nicht jubelnd in die Arme, denn sie muß „Site täge" (Holz tragen). — Wenn die Mutter flickt, dann ist Lisbethli die fleißigste Mithelferin. Und wenn sie auch den Faden hundertmal leer auszieht, das tut der wichtigen Arbeit keinen Eintrag, denn zuletzt sagt das liebe Kind doch: „Hani alles pfickt, bini so müed." — Hie und da schreibt es auch Briefe, und wehe dem, der es in dieser Beschäftigung stören will, den blitzt es mit den großen Augen gewaltig an und meint: „Mueß i doch em Goßvate sibe." — Oft schneidet der Bubi Billete, dann ist Lisbethli seine Sekretärin und schreibt genau, was Josefli diktiert, auf die kleinen Billete „Appenzell", auf die größeren „Zürich" und auf die allergrößten „Paris". Dann werden die Stühle zusammengestellt und wir alle können wunderbar schnell nach Paris fahren. In diesem Zuge hat es aber auch viele unsichtbare Personen, die von den Kleinen angesprochen werden.

Die Zeit, nämlich die Wochentage, berechnet Lisbethli auf seine Art. Es zeigt mit seinem Fingerchen auf einem Kalender nach, und wo die Zahl rot ist, hält es still und sagt: „Do heme Gastig". Und dieses Geschichtlein von der „Gastig" kommt fast alle Tage, vom Montag an bis zum großen Fest der „Gastig". Das verhält sich nämlich so: Am Sonntagabend sind die zwei Kleinen regelmäßig unsere Gäste. Das ist ein wundervolles Fest für sie. Dann klettert Lisbethli flink auf seinen Platz neben dem Bubi, faltet seine Händchen und spricht: „Komm Herr Jesus, sei unser Gast,

Segne, was du uns gegeben hast",

macht das Kreuzlein und fährt mit der Hand von der Stirne fast bis zum Saum des Röckleins hinunter. Dann nimmt es sein Privattäßchen zur Hand und das Tellerchen und löffelt ganz appetitlich darauf los. Nach dem Festessen hat es immer die besondere Bitte an mich: „Du mußt no gige!" Dann lacht es so schelmisch und fängt an zu singen: „Ich bin ein Musikant — — fidi gei gei gei" und streift mit einem Aermchen über das andere, ebenso macht es auch Josefli, — und dies Konzert ist sehr anmutig. Dann ist aber der schöne Abend nur zu schnell dahin und das Bett wartet schon auf die kleinen Schläfer. Bald hört man noch ihre hellen Stimmchen:

„Schutzengeli mein,
Laß mich dir empfohlen sein",

und dann wird es ganz still. Die Engel stehen am Bettchen und beschützen diese teuren Lieblinge.

Auch Geschichtchen möchte Lisbethchen hören. Das allerliebste und allerschönste, wovon sein Seelchen ganz voll ist, ist halt immer das Christkind. Und es kann selber nicht genug erzählen vom Weihnachtsabend, wie Vater das Fenster aufmachte und es mit dem Bubi hinausging und wartete. Da hörten sie auf einmal ein Glöcklein läuten, denn das Christkind sei hereingekommen. — Ja, wie schön war jener Abend. Die Kinder zitterten vor Aufregung, als sie das Glöcklein hörten, ihre Augen strahlten in überirdischem Glanze, als sie vor dem Christbaum und bei der Krippe standen. Heute noch wollen sie immer „Stille Nacht, heilige Nacht" singen. Und wenn ein trüber Regentag zu den Fenstern hereinschaut, dann ist ihre erste Frage: „Wenn chunt 's Christkindli wieder?"

Welch Paradies ist doch die schöne Kindheit! O daß sie allen Kindern so rein aufblühe wie unsern lieben kleinen Nachbarn. Und ist es nicht für uns Große die tiefste Freude, wenn solch ein Kind vor unsern Augen sein Seelchen für alles Gute und Schöne öffnet? O daß wir es diesen Kleinen hüten, das Paradies ihrer Kindheit, o daß wir davor Wache stehen, damit kein Feind hineindringe und die Blüten mit eisigem Hauch vernichte. Sie selbst sind zu unvermögend, zu hilflos, ihren Garten zu schützen. Uns hat Gott dieses herrliche Amt anvertraut — und uns wird er einst danken, wenn seine kleinen Blumen unter unserer Pflege aufblühen, so herrlich und schuldlos, ein Schauspiel für Engel und Menschen. Und um dieser Kleinen willen, deren Schönheit ihn entzückt, wird er uns segnen.

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Freidrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krietzeren (Kt. St. Gallen)

14. Jahrgang Nr. 6 14. Juni 1928

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Fräulein Heinen in Baden — Liturgische Maitagung der Sektion „Gallus“ — Jungfrau Elisa Ziegler, Lehrerin † — Lehrerinnenturnkurs in Menzingen

Fräulein Heinen in Baden

Am 23. April dieses Jahres war in Baden die Jahresversammlung des katholischen Erziehungsvereins vom Kanton Aargau. Das sind für uns immer sehr liebe Tagungen; denn wir haben stets außergewöhnlich feine Referate. Und besonders diesmal ging ich gern; denn eine Kollegin kam ja heute zum Worte. Das war Fräulein Anna Heinen aus dem Rheinland, aus Barmen. Sie sprach über „Neuzeitliche Aufgaben der Mädchenbildung“ und hinterließ allen Zuhörern einen tiefen Eindruck. Leider unterließ ich, denselben auf dem Papier festzuhalten, und deshalb traf mich vier Wochen später die Aufforderung, einen Bericht über das Referat zu machen, sehr unvorbereitet. Deshalb nahm ich die Berichterstattung, welche das „Aargauer Volksblatt“ brachte, zu Hilfe. Es folgen hier nun einige Gedanken dieses, wie das „Volksblatt“ schreibt, „mit Andacht aufgenommenen“ Vortrages:

Die Mädchen von heute haben einen neuen Geist, aber nicht zu ihrem Vorteil. Ihnen fehlt die Würde und echtes Frauentum. Das Schicksal unserer Männer hängt von der Reinheit unserer Mädchen ab. Das Mädchen ist zwar in seiner Natur das gleiche geblieben; aber die Umwelt ist anders geworden. Diese ist nicht geeignet, das Mädchen rein zu erhalten. Deshalb gehört ihm eine ganz besondere Fürsorge. Wir müssen ihm große Ideale, Vorbilder und reine Gedanken geben. Die kritischen Jahre in der modernen Mädchen-Erziehung sind vom 11. bis zum 14. Jahre. Das unverdorbene Mädchen strebt nicht zum Knaben hin, sondern zur Mutter. Leider versagt diese heute gar oft. Deshalb halb soll eine mütterliche Freundin in die Lücke kommen. Frl. Heinen erzählte Beispiele aus ihrer diesbezüglichen Praxis. Um ein solches Verhältnis zwischen Lehrerin und Mädchen herbeizuführen, sollte jene, wenn immer möglich, den gesamten Unterricht erteilen.

Die körperliche Erziehung ist heute zur Notwendigkeit geworden, besonders in den Industrieorten. Es ist Aufgabe der katholischen Frau, die körperliche Erziehung des Mädchens im richtigen Geiste zu fördern. Das ist schwer. In Deutschland haben die hochwürdigsten Bischöfe Richtlinien für das Mädchenturnen aufgestellt:

1. Beim Turnen nicht öffentlich im Turnkleide auftreten.

2. Bei Wettkämpfen mit Männern nicht mitkonkurrieren.

Die katholischen Frauen Deutschlands turnen viel, aber ohne das Feingefühl zu verletzen.

Die staatsbürgerliche Erziehung des Mädchens: Auf dem heutigen Mädchen ruhen zwei große Lasten. Es soll im wirtschaftlichen Leben berufstüchtig, aber auch eine gute Mutter und Hausfrau werden. Eine doppelt schwere Aufgabe! Da muß ihm eine richtige Auffassung von der Arbeit vermittelt werden. Unsere Kinder müssen sich als Teile des Ganzen fühlen lernen. Deshalb müssen wir ihnen den Gedanken geben, daß jede Arbeit, so klein sie sei, dem Ganzen diene, daß jede Arbeit wertvoll sei. Da hat besonders auch die Arbeitslehrerin eine große Mission zu erfüllen. In allen technischen Fächern soll der katholische Standpunkt vertreten sein.

Unsere Mädchen müssen für die Familie erzogen werden. Die Familie ist aufgerichtet auf dem Pfeiler des Gemeinschaftsgedankens. Die Kinder sollen das Schicksal des Volkes, in welchem sie groß werden, tragen helfen. Das Mädchen soll lernen: Auch du mußt mitverantwortlich sein am Schicksale der Heimat. Es soll sich mit den andern verbunden fühlen. Es soll lernen, sich für andere aufzuopfern. Einen Drittel in der Klasse von Fräulein Heinen bilden die Einkinder, die nach dieser Richtung besonders schwer zu erziehen sind.

Die sexuelle Aufklärung ist heute eine brennende Frage. Unsere Aufgabe besteht darin, daß wir dem

Mädchen in Ehrfurcht das erklären, was es auf der Straße vernimmt. Jede Sünde in diesem Punkte ist auch ein Vergehen gegen das Volk. Das Wissen allein ist nicht das Grundlegende, das Wichtigste ist, daß das Mädchen in tiefster Ehrfurcht sich vor dem beugt, was Gott durch die Ehe gewollt hat. Deshalb Erziehung zur Reinheit, aus der die Ehrfurcht erwächst: Ehrfurcht vor den Eltern, vor der Schule, vor der Kirche, vor dem Leben in dieser Welt und im Jenseits, Ehrfurcht vor dem Leibe!

Der ganze Bau der Mädchenerziehung soll gekrönt werden durch die Liebe, die in jedem Menschen den Bruder und die Schwester sieht. Das Herz einer reinen Frau hat die stärkste Liebe, und es fühlt sich glücklich in der Opferliebe.

Die Erziehungsaufgabe ist heute doppelt schwer. Wir wollen uns aber sagen: Jedes Kind, das ich erziehen muß, schickt mir Gott. Die übernatürliche Auffassung des Erziehungsberufes wird uns das Schwere leichter machen. Aber wir schöpfen immer noch zu wenig Kraft aus dem Reichtum unserer hl. Religion. Wir sollen dem Kinde das katholische Leben, das katholische Ideal verkörpern.

Am Nachmittage hatten wir nochmals die Freude, Fräulein Heinen zu hören. Sie benützte die Diskussion über den Vortrag „Das Führerproblem der Gegenwart" von Herrn Redaktor Dr. K. Wick aus Luzern. Da blieb mir von Frl. Heinen nur ein Wort in der Seele haften: Der Führer muß sich um der zu Führenden wegen vieles versagen, was ihm sonst erlaubt wäre. Welch tiefe Auffassung des Führertums und somit auch unseres Berufes zeigt da unsere deutsche Kollegin! Unwillkürlich musterte ich ihre ganze Erscheinung und ich dachte mir: Das Kleid stimmt zum Worte. Zweifellos ist aber nicht nur das Kleid damit gemeint, sondern das ganze Tun und Lassen. Ich übersetze dies Wort: Einfachheit in allem! In Kleidung, Nahrung, Vergnügen sein, wie unsere Schwestern und Brüder aus dem Volke sein sollen. Wir können ja nicht führend sein, wenn wir andere Wege gehen als jene, welche sie gehen können.

M. Schlumpf.

Liturgische Maitagung der Sektion „Gallus"

Eine prächtige Tagung war's. Die glücklichen Teilnehmerinnen werden sie nicht so leicht vergessen. Schon das Programm war vielversprechend, da in demselben liturgische Vorträge von H. H. P. Dr. Hammenstede, Prior in Maria Laach, angekündigt waren. So zog denn auch eine stattliche Zahl lieber Kolleginnen — alle Sorgen der ersten Schulwoche vergessend — frohgemut nach der schönen Bodanstadt, wo das in frischem Blütenschmuck prangende Institut Stella maris uns liebenswürdig seine Tore öffnete.

Wir waren durchschnittlich etwa 35 St. Gallerinnen; dazu kamen noch ein paar wackere Kolleginnen aus dem Thurgau und viele Gäste aus Rorschach und Umgebung. Sie alle wurden für ihre Mühe und Opfer in reichem Maße belohnt. Denn der hochw. Herr Referent verstand es meisterhaft, seine Zuhörer in anderthalbstündigen Vorträgen im Banne zu halten. Ja, die Freude und Begeisterung an den feindurchdachten, tiefgründigen Ausführungen steigerte sich derart, daß beim Schlußvortrag auch das letzte Plätzchen im Saale besetzt wurde. Man zählte über hundert der andächtig Lauschenden.

Am ersten Tage, Samstag, den 12. Mai, sprach hochw. Herr P. Prior über: „Das liturgische Mysterium und seine Auswirkung im christlichen Leben." Vorerst entwickelte er den Begriff des Mysteriums (Geheimnis), das im Prinzip allen liturgischen Dingen zugrunde liegt, an dem Beispiel der Altarweihe. Er zeigte uns, wie die Liturgie den Altartisch hochschätzt. Wie ein Mensch, der aus dem Heidentum, dem Reich der Sünde ins Reich Christi übertritt, so erhält der Altartisch vom Bischof das Katechumenat durch die sieben Bußpsalmen, wird gewissermaßen getauft und gefirmt, und dann erst darf die Eucharistie darauf gefeiert werden. Alle diese Handlungen haben einen geheimnisvollen Charakter. Während sie sich auf dieser Erde vollziehen, verbinden sich mit ihnen göttliche Vorgänge. Darum behandelt die Kirche den Altar von nun an wie einen getauften, gefirmten Christen, ja, wie Christus selbst. Mit welcher Ehrfurcht und Aufgeschlossenheit sollten wir daher immer vor diesen Altar treten, da wir als Katholiken die Ueberzeugung haben, daß in ihm die Kraft Christi, das göttliche Leben uns fortwährend entgegenströmt. — Aus dem angeführten Beispiel leitete der verehrte Redner die Definition ab: „Mysterien sind Handlungen, die von Christus oder von der Kirche eingesetzt sind. Handlungen, die wir mit unsern Sinnen wahrnehmen, an denen unsere Sinne beteiligt sind, mit denen sich aber göttliche Vorgänge verknüpfen, deren wir teilhaftig werden." Aehnlich, wie mit dem Altar, verhält es sich mit der Konsekration der Kirche. Der Altar repräsentiert Christus als das Haupt der Kirche, das Gebäude aber repräsentiert die Ecclesia, d. h. die Kirche Gottes auf Erden. Die Kirche ist also der mystische Leib Christi. Mystisch heißt geheimnisvoll, aber wirklich.

Der zweite Vortrag, Sonntag, den 13. Mai,

behandelte „Das Mysterium der heiligen Messe und der wichtigsten Sakramente.“ Der Vortragende ging von der Frage aus: Wie gelangen wir zu dem Christus-sein, das erste Bedingung ist um zu Christus in den Himmel zu kommen? Gott will uns heilig machen. Unsere Arbeit aber ist nur ein Mittun. Wir müssen an dem Werke der Erlösung beteiligt sein, erlöst werden, wie die Menschen vor 1900 Jahren, und zwar nicht bloß moralisch. Wir müssen von Gott hineinbezogen sein in das Leiden, Sterben und Auferstehen Christi. Dies geschieht beim Mysterium der hl. Messe, wo dasselbe Werk der Erlösung wieder gegenwärtig wird und wir daran teilhaben, weil wir durch die Taufe als Glieder der Kirche mit dem Haupte verbunden sind. Diese Kirche war schon realisiert im Augenblick der Inkarnation. Sie war dort einzig und allein repräsentiert durch die allerseligste Jungfrau Maria. Der Heiland hat, als er Mensch wurde, die ganze Kirche mit sich vereinigt, auch alle Menschen, die bis zum jüngsten Tage zu ihr gehören. So hat jedes von uns seit dem Augenblick der Menschwerdung schon seinen Platz in der Kirche. Dieses Bewußtsein wirkt ungemein beruhigend. Da gibt es gar keinen Platz für Skrupulosität, auch keinen Neid; denn jeder hat seine eigene Funktion, seine eigene Gnade. Diese bekommt er nicht um seinetwillen, sondern um der Kirche willen, weil Christus will, daß sein mystischer Leib gedeihe. So oft wir an den hl. Mysterien teilnehmen, sollen wir uns dem Gnadenstrom eröffnen, damit wir immer tiefer in den Leib Christi hineinwachsen und immer stärker mit dem Haupte und den einzelnen Gliedern verbunden werden. Einmal eingeordnet, gehören wir zur Gemeinschaft. Diese sollte bei jeder hl. Messe erneuert werden, d. h. wir sollten als Brüder und Schwestern wieder vereinigt werden und dann auch so leben, wie ein anderer Christus. Damit wäre die soziale Frage gelöst. „Selig, die in der Gemeinschaft stehen; denn sie haben den Herrn als Haupt, der alle mit Friede und Freude erfüllt.“ Die Heiligkeit besteht nicht darin, daß wir etwas Besonderes wollen, wie der Apostel Thomas, oder daß wir mystische Dinge tun. — Zwei Dinge sind wichtig bei der hl. Messe: Hingebung an Christus, damit er uns hineinzieht in das Mysterium und uns stärkt, — dann das „Ite missa est“, d. h. „Gebet an das Auswirken im Leben!“

Der Schlußvortrag am 13. Mai galt der „Stellung der Frau in der Liturgie“. Die Frau ist — wie der hochw. Herr Referent in feinen Zügen ausführte — auch ein Mysterium, wie die Kirche. Sie ist die Kirche im kleinen. Jeder männliche Christ ist ein Abbild Christi, darum Bruder Christi, Freund des Bräutigams. Jedes getaufte Mädchen ist seine Braut. Diese ist auch ein anderer Christus, aber in anderem Verhältnis. Sie steht da als Sponsa, ist eine Repräsentatio der Kirche. Mann und Frau sollen sich gegenseitig ergänzen und bereichern. Es ist überaus ehrenvoll, daß die Frau den Mann veranlaßt, nicht bloß zu herrschen, sondern sich auch ihre Herzenseigenschaften anzueignen: Geduld, Sanftmut, Sorgfalt für das Kleine, Dienst- und Leidensbereitschaft, Unterwürfigkeit. Umgekehrt soll es sich die Frau zur Pflicht machen die Tugenden des Mannes zu erwerben. Die „starke“ Frau, die wachsame Frau, das ist eine „Frau mit dem Herzen eines Mannes.“ So zeigt sie uns die Liturgie. Darum hat die alte Kirche gerade die Jungfrauen und die Märtyrer als Heilige verehrt, weil sie sagte, diese beiden Klassen haben den höchsten Grad der Stärke erreicht. Jede Frau oder Jungfrau soll daher als Braut Christi vom Manne angesehen und als solche geachtet und geehrt werden. Es gibt nun Frauen, die Christus auserwählt hat, daß sie ihr ganzes Leben ihm einzig und allein als Bräute angehören, daß sie um Christi willen jungfräulich bleiben. Diesen verleiht er seinen Geist, die Gabe des Starkmutes in ganz besonderem Maße. Sie sind Geistesträger, wie die Märtyrer. Jungfräulichkeit besagt ein zweifaches: Unversehrtheit der Seele und des Leibes, damit alle Kräfte der Seele und des Leibes einzig da seien für Christus — und geistige Mütterlichkeit, die in geistiger Fruchtbarkeit die Jugend lehrt und sich der Schwachen und Leidenden annimmt. Die Mehrzahl der Frauen aber ist von Gott zur Ehe berufen. Ein Ehepaar ist eine Repräsentatio der Liebe Christi zu seiner Kirche. Die Ehe ist also etwas Erhabenes, ja Wunderbares, ein Mysterium für alle andern Menschen. Wir müssen darum größte Ehrfurcht haben vor einem Ehepaar. Es wird heute viel über Reform der Ehe gesprochen; aber leider wird immer auf der untersten Stufe angefangen beim Biologischen. Dann steigt man auf oder bleibt dort stehen. Wir müssen oben anfangen. „Die Ehen werden im Himmel geschlossen.“ Und jener, der den Anstoß zur Ehe gibt, ist Christus. Gehen wir den Weg, den die Liturgie uns weist. An der Hand der Liturgie heben wir die größten Schätze. Wir können zum Tiefsten vordringen, was die Religion uns bietet, und die schwierigsten Dinge konkret darstellen.

Dies nur einige Gedanken aus dem reichen, liturgischen Schatze, den uns der hochw. Herr P. Prior durch seine Vorträge erschlossen hat. Es sei ihm auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen für seine köstlichen Gaben.

Ein inniges Vergelt's Gott auch der löblichen Institutsleitung von Stella maris, die uns so liebevolle Aufnahme gewährte und unserem gehr-

ten Sektionsvorstande, der uns mit dieser außerordentlich schönen Veranstaltung so große Freude bereitete. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß bei diesem Anlaß unter den Kolleginnen bereits wieder ein lebhaftes Verlangen nach liturgischen Exerzitien geäußert wurde. Gebe Gott, daß sich unser sehnlicher Wunsch in nicht allzu ferner Zeit, wenn möglich schon nächsten Frühling, realisiere! M. F.

† Jungfrau Elisa Ziegler, Lehrerin

Mitten im Maien, wenn alles sproßt und blüht, wann die zahlreichen Obstbäume gleich Riesen-Nelken mitten auf dem bunt gewirkten Blumenteppich der erwachenden Natur stehen, verwelkte im Elternhause in Galgenen (Kt. Schwyz) eine Blume, um ewig, weiß blendend vor der Maienkönigin weiter zu leben.

Kaum beachtet vom Alltagsmenschen, atmete sie im Jahre 1897 die erste, lebenspendende Luft und wuchs und gedieh auf dem Grund tief religiöser Erziehung, lieblicher Pflege der Eltern und der Umgebung jüngerer und älterer Geschwister. Schon als kleine Schülerin zeigte Elisa große Aufmerksamkeit, verbunden mit vorzüglichen Geistesgaben, und wurde so beliebt bei der Geistlichkeit und Lehrerschaft. Ihr bescheidenes und heiteres Wesen eroberte die Freundschaft aller Mitschüler. Damals klein von Statur, wurde sie allgemein s'Elisli genannt. Das Antlitz hatte stets einen freundlich lächelnden Zug mit einem dunkeln, lebhaften, glänzenden Augenpaar.

Die Freude an der Jugend, deren Erziehung und Bildung, der Drang nach einem größern wissenschaftlichen Gesichtskreis und die ewige Vorsehung führten Elisa, wie einige Jahre vorher ihre leibliche Schwester Josefina, jetzt Sr. Columbana, nach Menzingen ins Lehrerinnenseminar. Dort holte sie das nötige Rüstzeug zu ihrem spätern Berufe. Nach gut abgeschlossenen Studien wünschte Elisa, die Eitelkeit der Welt rechtzeitig erkennend und das Leben von einem höhern Gesichtspunkt durchschauend, durch Eintritt in die Kongregation der Schwestern vom hl. Kreuz in Menzingen, ihr Leben gänzlich Gott zu weihen und als weise Jungfrau das „Ewige Wort" zum Bräutigam zu wählen. Allein ihre zarte Gesundheit versperrte den Weg ihrer Absichten.

Eingedenk des Psalmverses: „Was deine Hände erarbeitet, wirst du genießen; glücklich bist du und es wird dir wohl gehen," versah sie da und dort die Stellvertretung als Lehrerin und Erzieherin, wozu ein besonderes pädagogisches Geschick vorhanden war. Während die Jahre so dahinflossen, verlor die Heimgegangene ihre Mutter und eine Schwester. Eine andere Schwester weihte sich, als Sr. Paula im Frauenkloster St. Peter in Schwyz, Gott dem Herrn.

Seit einiger Zeit schwebte der Todesengel mit seinen breiten Fittichen über Elisa Ziegler und machte sich zeitweise bemerkbar durch heftige Schmerzen. Doch Leiden sind besondere Zeichen der Liebe Gottes, sind die Tore zum Himmel. In den Gemachen, wo sie die sorgenlose Jugendzeit verlebte, wurde ihr bei ihrem greisen Vater und ihren Brüdern liebevolle Pflege zu teil, bis ihre gut vorbereitete Seele am 14. Mai, noch ehe die ersten Sonnenstrahlen das Dunkel der Nacht verscheucht hatten, der irdischen Welt entschwebte.

Möge sie in himmlischem Lichte glänzen vor dem Allerhöchsten, denn es spricht der hl. Geist: „Wer seinen Bruder unterweist in der Gerechtigkeit, der wird glänzen gleich der Sonne von Ewigkeit zu Ewigkeit." W. D.

Lehrerinnenturnkurs in Menzingen

Am 18. April a. c. begann in Menzingen ein Turnkurs für Mädchenturnen, veranstaltet vom katholischen Lehrerinnenverein der Schweiz. Zirka 40 Lehrerinnen nahmen daran teil. Ehrw Sr. Coletta, Menzingen, und Fräulein L. Schöbi, Lunkhofen, Aargau, leiteten die Uebungen. Wohl manche der „Nichttrainierten" zogen mit einigem Bangen nach Menzingen; aber siehe, als für uns der letzte Kurstag da war, da bedauerten wir es; denn so gerne hätten wir noch länger, viel länger uns geübt in der ernsten, strengen und doch so fröhlichen Körper und Geist erfrischenden Einführungsarbeit. Es war kein tastend Suchen, es war ein gründlich durchstudierter vorzüglich vorbereiteter zielsicherer Weg. Wohl deshalb das freudige, begeisterte Mitmachen, wohl daher die klare Einsicht in die Notwendigkeit eines zweckmäßigen Turnunterrichtes auf allen Schulstufen. Und dann die liebevolle Aufnahme bei den Schwestern von Menzingen! Es ist ein freudig Erinnern an jene Abendstunden, da wir uns, von Wohlerwürden Frau Mutter eingeladen, zuerst im großen Speisesaal zu einem delikaten Abendimbiß zusammenfanden und an den schönen musikalischen Darbietungen einiger Klassen uns erfreuten und nachher im Arbeitssaal des Seminars in Spiel und Scherz uns köstlich unterhielten.

Und nun wollen wir Zins schlagen aus dem Kapital, das wir in dem so schön verlaufenen Kurs in Menzingen geholt. Wir wollen die großen Werte eines zweckmäßigen Turnens unsern Schulkindern zukommen lassen. Frisch auf zur körperstärkenden und kräftweckenden Turnarbeit im neuen Schuljahr — aber immer und über allem: Prima l'anima. B.

14. Jahrgang Nr. 7 12. Juli 1928

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Blumenskizzen: 4. Edelweiß — Sommerlieder — 43. Haupt- und Delegiertenversammlung des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen — Lehrerinnen-Ferienkochkurs in Altstätten — Eine merkwürdige Schule und eine eigenartige Lehrerin im 17. Jahrhundert — Briefkasten

Blumenskizzen

4. Edelweiß.

„Bald nahe tost, bald fern der Wasserfall,
Er stäubt und stürzt, nun rechts, nun links verweht,
Ein tiefes Schweigen und ein steter Schall,
Ein Wind, ein Strom, ein Atem, ein Gebet.

Nur neben mir des Murmeltieres Pfiff,
Nur über mir des Geiers heis'rer Schrei,
Ich bin allein auf meinem Felsenriff
Und ich empfinde, daß Gott bei mir sei.“

C. F. M.

So würde die keusche Bergblume flüstern, wenn sie empfinden könnte. Aber sie blüht da droben allein auf ihrem Felsenriff, damit wir hinaufsteigen und die Einsamkeit und Schönheit aufnehmen, die sie umgibt.

Der dunkelblaue Himmel wölbt sich über mir, von den glänzenden Firnen bis zu den Felsenzacken. Keine Wolke segelt über das Tal, nur um das Matterhorn wogt ein leichter Schleier. „Bald nahe tost, bald fern der Wasserfall,“ wie eine Orgel, die hineinspielt in das unendliche Schweigen. Unter uns liegt blau und lächelnd der Stellisee, und wir sind allein bei der Blume „auf dem Felsenriff“. Da öffnet sie ihr weißes Auge dem Himmel und der Sonne in dieser weiten Einsamkeit. Die schönsten Sterne findet man über dem Stellisee. Kein loser Falter umflattert sie, nur der Bergwind streift darüber. Kein Sturm kann sie brechen, diese kleine Schneebraut. Fast berührt es uns, als ob wir es mit einer Fremden, Unnahbaren zu tun hätten. Viel näher steht uns die warme Rose der Gärten, als dieses weiße, kleine Edelweiß. Vor ihm steht man andächtig stille, wie vor der Unschuld eines Kindes. Und doch ist es wieder nicht dieser Reiz, den die kleine Blume am stärksten auf uns ausübt. Wenn sie eine Seele hätte, wäre es keine Kinderseele, sondern die eines reifen, einsamen Menschen. Diese Einsamkeit ist es an der weißen Königin, die uns abschreckt und anzieht.

Sie schreckt uns ab. Wir eilen hinauf mit warmen, ungestümen, herrischen Herzen, die da voller Wünsche sind, die da meinen, alle Rosen zu brechen. Und da stehen wir vor der kalten, schneeweißen Königin der Berge, die so einsam ist, daß wir ihre Einsamkeit nicht begreifen können. Da leidet es uns nicht allein mit ihr „auf dem Felsenriff“. Zu still ist diese Welt, zu eintönig diese Bergmusik, und da, neben uns, diese scheue Blume mit ihrem übernatürlichen Träumen. Und wir möchten doch Menschen, Menschen, — warme Herzen vernehmen, liebe Stimmen hören. Da läßt es uns keine Ruhe, — wir wandern talwärts und suchen sie und lieben sie und glauben, sie zu besitzen. — Und dann kommt alles anders. Plötzlich erkennen wir, daß wir sie nicht besitzen, daß aller Besitz dieser Welt kein Besitz ist.

Dann, wenn wir mitten in den Menschen einsam geworden sind, wenn die Liebsten uns nicht mehr verstehen, wenn die Freunde nicht mehr mit unserer Seele denselben Weg gehen und unsere Herzen weinen, dann sehnen wir uns hinauf zur Edelweiß-Einsamkeit. Da bleiben wir mit ihm allein auf dem Felsenriff und denken nichts, sehnen nichts, wünschen nichts, — lauschen den blauen Lüften, dem Gletscherbach, dem Pfiff des Murmeltieres. Und dann tut die Einsamkeit unendlich wohl, weil wir uns selber, die wir uns bei den Menschen verloren, vergeben haben, wieder finden. Dann, wenn die Stunden dahinrinnen, ohne daß es Stunden sind für uns, — dann, wenn zeitlos, uferlos der Himmel sich in unseren Seelen widerspiegelt, dann kehrt Ruhe und Friede und wohltuende Einsamkeit ein. — Und wenn wir uns so selbst gefunden haben und einsam sind, nicht mehr erfüllt von Wünschen, bereit, selber uns zu schenken, dann kommt

Gott, und wir fühlen, „daß Gott bei uns sei", — und wir reden zu ihm: „Siehe Vater, wie diese kleine Blume bin ich dein Geschöpf. Wie sie für dich erblüht, will ich auch für dich leben. Und wie du liebend auf ihre Schönheit dein Auge senkest, so blicke auf meine Armut. Du liebst mich ja unendlich mehr als dieses Blümlein; darum wirst du auch für mich sorgen und mich mit unendlich größerer Schönheit bekleiden als es."

Und Gott neigt sich liebend über unsere Seele, die jetzt arm an Wünschen und reich im Besitzen geworden ist, und zieht selber ein in seiner Liebe. Und dieser Tag ist uns zum tiefsten Erlebnis geworden. Wir steigen zu Tale mit dem Edelweiß in der Hand, mit dem Glanz der Gletscher in den Augen und Gott im Herzen. Wir suchen sie wieder, die uns liebten, die sich unsere Freunde nennen, — und siehe, wir verlangen nichts von ihnen, wir sind selber so reich und beglückt, daß wir sie freudig beschenken können mit geistigen Edelweiß. J. M.

Sommerlieder

Rosen.

Rosenduft erfüllet leise
Meine Seele wie ein Traum.
Eines Heimwehliedes Weise
Flüstert mir der Rosenbaum.

Auf das Liedlein muß ich lauschen:
„Nirgends eine Heimat hab',
Wenn im Wind die Bäume rauschen,
Fall' entblättert ich herab." —

O, nun will ich danken, loben:
„Eine Heimat haben wir.
Unsre Heimat ist dort oben,
Sind nur arme Pilger hier.

Doch dort oben sind wir Kinder,
Vater, wenn versinkt die Zeit, —
Und der staubgebor'ne Sünder
Trägt das Kleid der Herrlichkeit." J. M.

43. Haupt- und Delegiertenversammlung des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen

Wenn der Verein katholischer deutscher Lehrerinnen in diesem Jahre seine Hauptversammlung zu Pfingsten in Trier abhielt, das im besetzten Gebiete und in der Nähe des Saarlandes liegt, so wollte er damit seine innere Verbundenheit mit den Teilen des Deutschen Reiches, die in besonderer Weise durch die Kriegs- und Nachkriegszeit gelitten haben, zum Ausdruck bringen. Die Stadt mit der alten katholischen Tradition, in der heilige Männer und Frauen gewirkt oder ihr Leben im Martyrium für Christus geopfert haben, gab einen guten Rahmen für die Tagung, die „Erziehung zu einem Leben aus der Fülle des Katholizismus" zu ihrem Beratungsgegenstand gewählt hatte. Nicht nur durch die Vorträge drangen die Teilnehmerinnen in diesen Gedankengang ein, sie erlebten auch die Nähe christlicher Bekenner und Blutzeugen bei den Führungen durch die verschiedenen Kirchen und beim Festspiel als eine lebendige Gemeinschaft mit den Seelen, die vor Jahrhunderten aus der Fülle des katholischen Glaubens und seiner Mysterien gelebt haben.

In großer Zahl waren die Lehrerinnen zu der Tagung geeilt aus allen Gauen des Deutschen Reiches, aus Saarland, Luxemburg, Wien, der Schweiz und dem Banat. Auch viele Ehrengäste waren erschienen, darunter die hochwürdigsten Hrn. Bischöfe von Trier und der hochwürdigste Herr Abt von St. Matthias, Vertreter von Ministerium, Regierung, Provinzial-Schulkollegium und Stadtverwaltung. Eine stattliche Zahl anderer Vereine hatten Vertreter zur Tagung entsandt. Mit Freude erfüllten die Teilnehmerinnen die Begrüßungs- und Abschiedsworte des hochwürdigsten Herrn Bischof Dr. Franz Rudolf Bornewasser, der das Wirken der Lehrerinnen als treue Kinder der Kirche, Hüterinnen christlich-religiöser Erziehung und Führerinnen zum edlen Frauentum so schön darlegte.

Den Einleitungsvortrag hielt die erste Vorsitzende des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen, Oberlehrerin Maria Schmitz, über „Das Leben aus der Fülle des Katholizismus". Sie zeigte darin, wie wir Katholiken in unserem Gottesbegriff und in der Einwohnung Gottes in unserer Seele den tiefsten Grund für unsere religiöse Lebensfülle haben. Daß viele treue Katholiken trotzdem nicht aus der Fülle des Kaholizismus leben, führte sie darauf zurück, daß manche Glaubenslehren dem Bewußtsein verloren gegangen sind. Sie zeigte, wie z. B. die heiligmachende Gnade und die Lehre von der Kirche nicht mehr in ihrem tiefsten Grund erfaßt werden. Die Gnade wird zu sehr nur als das weiße Kleid der Seele, nicht als wesenhaftes Leben und neue Seinsform aufgefaßt. Die Kirche gilt vielen wohl als treu sorgende Mutter, der zu gehorchen Pflicht ist, auch wenn es einmal schwer wird; aber nicht als mystischer Leib Christi, dessen

lebendige Glieder alle zu ihr Gehörenden sind.

Die Ursache für diese Verschiebungen sah die Rednerin in der Glaubensspaltung, in der unglücklichen Notwendigkeit, für die Kirche auch äußere Rechte erkämpfen zu müssen, in der Einstellung der Seelsorge auf die Masse des Volkes, die der Kirche verloren zu gehen droht, und in der Tatsache, daß religiöse und geistige Bildung als völlig von einander getrennte Gebiete angesehen werden.

Abhilfe können wir schaffen, indem wir unsere Glaubenslehren besser kennen lernen und mit glühender Liebe in die Tat umsetzen.

In der zweiten öffentlichen Versammlung, die zugleich eine Festversammlung zum 25jährigen Bestehen der Abteilung für höhere Mädchenbildung war, sprach Studiendirektorin A. Franken, Düsseldorf, über „Katholische Bildungsarbeit in den höheren Schulen". Sie zeigte, wie es Aufgabe dieser Schulen ist, die Schülerinnen zu treuen, gläubigen Frauen zu erziehen, die in wahrhaft apostolischem Geist für ihr katholisches Lebensideal arbeiten und auch andere dafür zu gewinnen suchen. Darauf legte sie dar, welch verantwortungsvolle Aufgabe die Lehrkräfte an diesen Schulen haben, das Leben, das sie selbst in sich tragen, auch anderen zu vermitteln. Wie es viel psychologischen Verstehens und großen Taktes bedarf, die jungen Seelen zu lenken und bereit zu machen für die Aufnahme von Gottes Gnade. Alles muß bei dieser großen Aufgabe mitwirken: Stoffauswahl und Lehrbücher, vor allem aber die Gesamthaltung der Schulen und ihres Kollegiums.

Nachdem die Rednerin das Ideal einer katholischen Schule gezeichnet und die Schwierigkeiten bei der Bildungsarbeit dieser Anstalten aufgezeigt hatte, sprach sie davon, wie auch in der paritätischen Schule in katholischem Geiste gewirkt werden kann und muß, weil ein überwiegender Teil unserer jungen Mädchen, die höhere Schulen besuchen, auf sie angewiesen ist.

Der Schluß des Vortrags klang in echt katholischem Optimismus aus; denn die Arbeit im Dienste Gottes muß von Gott gesegnet werden, und im Kampf um die Seelen unserer Jugend wird Christus Sieger sein.

Auch die Sitzungen der Abteilungen und Ausschüsse hatten es sich zur Aufgabe gemacht, in Sonderthemen an der großen Tagungsidee mit zu arbeiten. So wurde u. a. behandelt die Erziehung zum liturgischen Leben und die Bedeutung des Deutschunterrichtes und der technischen Fächer für katholische Bildungsarbeit. Auch die Auswirkung dieser Ideen auf die Lehrerpersönlichkeit in der Berufsschule und auf die Junglehrerinnen wurde gezeigt.

In den Mitgliederversammlungen wurden Standes- und Schulfragen besprochen. Von besonderer Bedeutung war ein Referat über „Das Berechtigungswesen der Schulen" von Maria Nagel, Mülheim/Ruhr. Sie legte dar, wie sich dasselbe in seinen weiten Verzweigungen zum Teil recht verhängnisvoll auf die Arbeit der Schulen und die Volkswirtschaft auswirkt. Sie forderte im Interesse einer gesunden Entwicklung unserer Mädchenbildungsanstalten aller Art und der weiblichen Charakterbildung Vereinfachung unserer Mädchenbildungsarbeit durch Zurückkommen auf einige wesensverschiedene Schulformen und größere Möglichkeit zu einem freien Aufstieg der Begabten aller Schularten. Sie stellte ihre Ausführungen in den Tagungsgedanken hinein und zeigte, wie eine religiös aufgefaßte Berufsarbeit Gottesdienst und damit ein Leben aus der Fülle des Katholizismus wird.

Die Tagung nahm zu wichtigen Schul- und Erziehungsfragen eine Reihe Entschließungen an. Der Inhalt der wichtigsten sei hier mitgeteilt. Der Verein katholischer deutscher Lehrerinnen bedauert das Scheitern des Reichsschulgesetzes und fordert für katholische Kinder katholische Schulen. Er drückt die Erwartung aus, daß zur Ausbildung katholischer Lehrerinen in allen deutschen Ländern Akademien geschaffen werden, die die Lehrerinnen in der Berufsauffassung des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen heranbilden. Der Verein nimmt Stellung gegen die bestehenden Gesetzesbestimmungen zum Schutz der Jugend gegen Schmutz und Schund und zum Schutz der Jugend gegen öffentliche Lustbarkeiten. Er verlangt, daß die Filmzensur verschärft und das Widerrufsverfahren erleichtert werde. Schließlich drückt er seine Empörung über die Katholikenverfolgung in Mexiko aus, bewundert die Standhaftigkeit der dortigen Glaubensgenossen und betet mit ihnen zu Christus, dem Könige, um Standhaftigkeit bis zum endgültigen Sieg. M. P.

Lehrerinnen-Ferienkochkurs in Altstätten

Nachdem anläßlich eines Lichtbildervortrages die orientierenden Vorbereitungen für einen Lehrerinnen-Fortbildungskurs getroffen waren, hielt die allzeit rührige Lehrerinnensektion „St. Katharina" Mitte April einen vierzehntägigen Kochkurs in der Metropole des Rheintals ab unter der vorzüglichen Leitung eines Sektionsmitgliedes, Frl. Marie Falk, Hauswirtschaftslehrerin, von Weesen. Es war eine Freude, diese Lehrerinnen vom Morgen bis zum Abend mit Bienenfleiß an dieser zielbewußten Arbeit zu sehen. Für manche war es ein etwas angestrengtes Schaffen; doch das freudige Bewußtsein,

den neuesten Anforderungen und Wünschen in den Fortbildungsschulen mit vermehrtem Wissen genügen zu können, half über alle Tagesmühen hinweg. Es war ein heimelig-schönes Zusammenarbeiten. Verschiedene Persönlichkeiten beehrten uns während des Kurses. Die Freude und das Interesse der Kursteilnehmerinnen steigerte sich bis zum Schluß des Kurses so weit, daß dem Wunsch Ausdruck verliehen wurde, es möchte der Lehrerinnen-Hauswirtschaftskurs im Herbst seine Fortsetzung nehmen, was tatsächlich dann auch geschehen wird.

Eine merkwürdige Schule und eine eigenartige Lehrerin im 17. Jahrhundert

Eingesandt von P. Leo in Mehrerau. (Fortsetzung.)

Der Unterricht, den die Selige erteilte, war gediegen und gründlich, er entsprach auch den Fähigkeiten der Mädchen sowie den Bedürfnissen und Ansprüchen, welche später an sie herantreten würden. Alles Ueberflüssige wurde beiseite gelassen, sonst aber ließ sie ihre Schülerinnen alles lernen, was ihre Zukunft betreffen und das Wohl der Familien angehen könnte, welche sie später zu leiten hätten. Lesen, schreiben, nähen, spinnen, stricken: das waren die täglichen Uebungen, stets begleitet vom Religionsunterricht, der die Grundlage des Schulunterrichts ausmachte. Die Methode, welche Lucia beim Unterricht befolgte, war derart, daß die Schülerinnen, was sie gelernt hatten, auch gut verstanden. Diese Methode gleicht zwar teilweise der von Rosa Venerini angewendeten, wurde aber vom Kardinal-Bischof verbessert. Er berücksichtigte eingehend die bereits gemachten Erfahrungen und drang zumal bei der Fragestellung auf Kürze und Genauigkeit. Der Kardinal machte eigenhändig eine Abschrift dieser Verbesserungen und stellte sie der Lucia Filippini zu, damit diese, wie ihre geistlichen Töchter, sie gewissenhaft beobachteten. Nach dieser Methode knieten die Mädchen, sobald sie im Schulzimmer angekommen waren, sogleich nieder, beteten ein Vaterunser, Gegrüßt seist du, Maria, den christlichen Glauben und das Gebetlein zum hl. Schutzengel. Hernach verrichteten sie einen kurzen Akt der Anbetung, womit sie dem dreieinigen Gott durch eine unwiderrufliche Hingabe ihr Herz und ihren Willen schenkten. Voll Ehrfurcht küßten sie dann den Boden, hierauf begann der Unterricht. War dieser beendigt, blieben die Mädchen doch an ihrem Platz und begannen mit der Handarbeit. Währenddessen wurden einige Fragen an sie gestellt über das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit, über die Person Jesu Christi und über die Erfordernisse zu einer guten Beicht. Auf diese Fragen antworteten alle gemeinsam. Wenn die Zeit es noch gestattete, wurde ein geistliches Lied gesungen; zur passenden Stunde und bei günstiger Witterung wurden die Schülerinnen zur hl. Messe geführt, der sie mit Ehrfurcht und Eingezogenheit beiwohnen mußten; sie durften sich nie umdrehen, umzuschauen, wer aus- und einging. War die Stunde gekommen, da sie zum Mittagessen nach Hause gingen, so legten sie ihre Arbeit weg, knieten nieder und beteten mit gekreuzten Armen das Salve Regina. Am Schlusse küßten sie den Boden und entfernten sich.

Bei ihrer Rückkehr am Nachmittag wurde der Unterricht in der gleichen Ordnung wie am Morgen wieder aufgenommen. Es folgten die gemeinsamen Antworten auf die gestellten Fragen und ein Danksagungsgebet. Hierauf wurden drei Vater unser, drei Ave Maria und drei Ehre sei Gott in folgender Weise gebetet: Nach dem ersten Vater unser betete die Lehrerin laut den ersten Akt der Aufopferung vor, worin dem himmlischen Vater das kostbare Blut Jesu Christi zum Troste der armen Seelen im Fegfeuer aufgeopfert wurde. Man flehte zur göttlichen Majestät, sie möge doch in jenem Augenblicke den Wert, die Kraft und Wirkung der Verdienste des Heilandes an den armen Seelen zeigen. Nach dem Abbeten des zweiten Vater unser verrichtete die Lehrerin das zweite Aufopferungsgebet. Darin wurde dem himmlischen Vater der unendliche Schatz der Verdienste Jesu Christi für alle aufgeopfert, die eben mit dem Tode ringen. Auf das dritte Vater unser folgte die dritte Aufopferung, darin wurden Gott die Verdienste Jesu Christi für die Bekehrung der Sünder aufgeopfert. Endlich beteten die Kinder noch das Salve Regina, baten Gott, er möge in ihnen seine Gnade vermehren und machten sich dann an die Arbeit. Nach einer kleinen Pause folgte eine viertelstündige geistliche Lesung, die der Fassungskraft der Mädchen angepaßt war, daher wählte man gerne irgend ein erbauliches Beispiel. Nun wurde eine Betrachtung gelesen, hernach fügte die Lehrerin einige Worte über die Art und Weise hinzu, das soeben Vorgelesene gut zu erwägen, sie wies auch auf die Früchte hin, welche daraus gezogen werden können. (Fortsetzung folgt.)

Briefkasten der Redaktion

Die Arbeit über Beuron kann leider erst nächstes Mal gedruckt werden, da sie ungeteilt in einer Nummer erscheinen soll. Unterdessen herzlichen Dank und freundliche Grüße!

14. Jahrgang Nr. 8 16. August 1928

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt. Beuron — Sommerlieder — Ferien — Eine merkwürdige Schule und eine eigenartige Lehrerin im 17. Jahrhundert —

Beuron

Von Beuron heißt es in einem Liede:

„Es zieh'n die weißen Wolken
dem fernen Ziele zu,
seh' ich die Wolken fliegen,
dann hab' ich nimmer Ruh . . .“

Es ist wahr. Wer einmal in Beuron war, den zieht es immer wieder hin. Es gibt manchen herrlichen Fleck Erde, manche Gnadenstätte, wo die Seele sich aufschwingt aus dem grauen Alltag in reine, heilige Himmelsluft, manchen Gottesgarten auf Erden, wo die Natur ihre Schönheit offenbart und das Herz aufjubeln läßt, daß der Schöpfer so viel der Pracht uns gab, manche Stätte der Kunst, die als wahre Tochter der Natur das Schöne durch Menschenhand wiederzugeben sucht, manch stillen Ort, wo die müde Menschenseele Sammlung und Ruhe findet, um im Getriebe der Welt wieder festzustehen und nicht zu wanken, trotz aller Erschütterungen, die des Lebens Wechselfälle mit sich führen, aber es gibt wohl keinen Ort, der alle diese Vorzüge so harmonisch in sich vereinigt, wie dieses stille, heilige, künstlerische, herrliche Beuron.

Wir Schweizer müssen sonst das Schöne und Gute nicht in der Ferne suchen, sind wir doch umgeben von Naturschönheiten seltenster Art. Und doch lohnt es sich, auch einmal über die Grenzen unseres Landes zu sehen, und da finden wir denn im obern Donautal, etwa zwei Stunden von Schaffhausen entfernt, zwischen Tuttlingen und dem idyllischen Fürstenstädtchen Sigmaringen einen wunderschönen Flecken Erde, dieses Beuroner-Tal, vom Himmel mit besonderer Liebe geschmückt. Ringsum von üppigem Bergwald umgeben und von markigen Felsen umstarrt, liegt da im stillen Tale die ehrwürdige Erzabtei. Wie schutzsuchend streben die wenigen Häuser des Dörfleins die sanfte Anhöhe hinan, auf der die Abteikirche thront. Fast im Kreise umschlingt sie der Fluß, bis er nach Osten hin einen Durchgang zwischen den Felsen findet. Wie eine riesige Mauer umtürmen die himmelanstrebenden Felswände das paradiesische Eiland. Teils steigen sie unmittelbar aus der Talsohle auf als einzelne riesige Blöcke und Pfeiler, teils wachsen sie in sanft geformten Linien mitten aus Gebüsch und Baumkronen heraus, wobei das Fahlgrau des Kalk- und Tuffsteines von dem frischen Grün des Buchenwaldes malerisch sich abhebt. Ja, diese mit ein paar Schritten erreichbaren Wälder mit ihren gepflegten, ruhig ansteigenden Wegen sind besonders angetan, unsere so oft angestrengten Nerven zu beruhigen, und es zieht einen je länger je mehr an, sie zu durchwandern und all die romantischen Burgen, Schlösser und Ruinen aufzusuchen, die im Umkreis Beurons von den Höhen niederschauen. Jedes Fleckchen dieses gesegneten Erdenwinkels bietet so viel des Schönen für Auge und Herz, daß es schwer ist, eine kleine Auswahl aus dem reichen Schatze zu treffen, den die Mutter Natur hier vor uns ausgebreitet hat. Jeder, der auch nur einen Tag in Beuron weilt, muß „St. Maurus im Felde“ gesehen haben. Am Peters- und Benediktusfelsen vorbei, durch herrlichen Buchenwald sehen wir nach halbstündiger Wanderung ein Heiligtum zur Linken der Straße, das unser Auge fesselt. Es ist die St. Mauruskapelle, jenes vielbesuchte und vielumstrittene Kunstwerk, das immer noch nicht von allen voll gewürdigt wird, ja einigen noch ein Rätsel ist. Sie ist das Erstlingswerk und zugleich die Verkörperung des Programms der Beuroner Kunstschule. Eine Freitreppe führt zur Vorhalle empor, zwei mächtige Pfeiler tragen den offenen Dachstuhl, ein ehernes Engelsbild, den Kreuzesspeer in der Hand, krönt den First des Daches. Von der Vorhalle führt ein Portal in das eigentliche Heiligtum, das sich auf quadratischem Grundriß erhebt. Je ein kleines Fensterpaar in den beiden Seitenwänden und zwei Lichtöffnungen rechts und links der Ein-

gangstüre gewähren dem Tageslicht Zutritt. An die Kapelle schließt sich eine kleine Sakristei an, deren Türe ein Vorhang verbirgt. Die große Einfachheit des Baues mag zuerst unser modernes Auge, das an komplizierte Formen und weniger an einfache Verhältnisse gewöhnt ist, befremden. Aber gerade in dieser architektonischen Einfachheit mit ihrem anspruchslosen Ernst liegt der Kern der Größe dieses Bauwerkes, aus dem dem aufmerksamen Betrachter etwas von der hehren Einfalt und stillen Größe antiker Tempel entgegenleuchtet. Wie die Maler, vom gleichen Geiste beseelt, das bauliche Kunstwerk ausschmückten, mögen Sie selbst einmal mit eigenen Augen beschauen, ich habe Ihnen nur auf einem kleinen Abstecher in Beurons Umgebung verraten, daß dieses stille Kloster eine Kunststätte origineller Schöpfung ist.

In anderer Richtung finden Sie sich im Walde im lieblichen Liebfrauental, wo in der Felswand das Bild der unbefleckten Gottesmutter steht, ihr zur Seite liebliche Blumen, darunter in einem kleinen Garten ein Springbrunnen. Eine Kniebank ladet uns ein, die Mutter mit einem frommen Ave zu grüßen. Ueber einer moosbewachsenen Steinbrücke erblicken wir am Waldausgang auf einem Felsen thronend das Jagdschloß Bronnen, gegen Norden grüßt die trutzige Burg Wildenstein mit ihrer guterhaltenen Zugbrücke, ihr gegenüber steht der Aichfelsen, von dem aus man an Felsen und Burgen vorbei nicht weniger als acht Bögen der Donau sieht. Von dort geht's weiter nach Schloß Werenwag, wo Hugo, der Minnesänger, seine Freude an der Natur geschöpft und gepriesen haben mag. Noch wäre vieles aufzuzählen: die Tropfsteinhöhlen, Placidushütte, Ruine Kallenberg usw., doch froh alles Schönen, kehrt man immer wieder nach Beuron selbst zurück.

Hier ist die geistige Schönheit, die Kirche als solche, ein Ort eigener Kunst. Es würde zu weit führen, wenn ich versuchen wollte, ein Bild dieses einfach hehren Gotteshauses zu entwerfen. Sie haben alle schon Bilder der Beuroner Kunstschule gesehen, sie sprechen durch ihre schönen Formen, einfache Linienführung und Zartheit der Farben. Sie kennen alle das Kreuzesbild aus dem Schott'schen Meßbuch, es ist das Bild eines Seitenaltares in der Beuroner Klosterkirche. Alle Kunst hier hat die Eigenschaft: je länger man bei ihr verweilt, um so größere Schönheit und um so tieferen Sinn strahlt sie aus. Dies ist nicht nur der Fall bei der Malerei, es wirkt sich ganz besonders auch aus in der Musik. Beuron ist die Kunst- und Bildungsstätte des gregorianischen Chorals. Darüber ein paar geschichtliche Gedanken:

Der gregorianische Gesang ist der liturgische Gesang der hl. Kirche und trägt seinen Namen von Papst Gregor I. dem Großen († 604), unter dem er nach der Ueberlieferung zusammen mit der römischen Liturgie organisiert und fixiert worden ist. Cantus gregorianus, Carmen gregorianum, war daher schon im Mittelalter ein stehender Ausdruck der amtlichen Terminologie Roms.

Seine Eigenart ist durch liturgische und künstlerische Momente bestimmt. Was die liturgischen betrifft, so lehrt die Geschichte, daß die Liturgie Roms mit ihrem Gesang seit dem 7. Jahrhundert sich in alle lateinischen Kirchen verbreitet hat und beide nach dem Willen der Kirche durch alle Entwicklungsstadien der Kunst hindurch untrennbar miteinander verbunden geblieben sind, und die Zukunft wird diesen Bund nicht auflösen.

Die enge Verbindung des gregorianischen Gesanges und der römischen Liturgie ist nicht das willkürliche Produkt der kirchlichen Behörden. Vielmehr durchdringen sich beide, nehmen aufeinander Rücksicht und sind aufeinander angewiesen. Ohne den Gesang wäre vieles in der Liturgie anders gestaltet worden. Die Ordnung der hl. Messe und des Stundengebetes, des Offiziums hat überall Gesang zur Voraussetzung. Fast alle Formen sind so eingerichtet, daß sie gesungen werden können, ursprünglich wurden sie auch gesungen.

Nach seiner künstlerischen Seite hin ist der gregorianische Gesang das musikalische Kunstprodukt des Mittelalters. Technisch wird er charakterisiert: 1. durch die Einstimmigkeit seiner Ausdrucksformen und zwar sind diese so geformt, wie es der einstimmigen, rein melodischen Empfindungsweise der Musik angemessen ist. 2. Durch das dem Mittelalter eigentümliche Verhältnis von Wort und Ton, das von großer Bedeutung für die Textbehandlung und die Melodiebildung im gregorianischen Gesang geworden ist. 3. Durch zahlreiche musikalische Eigenschaften, welche die frühmittelalterliche Kunst von spätern Kunstrichtungen unterscheiden.

Diese Momente bedingen den dem gregorianischen Gesang eigentümlichen Charakter und bilden zusammen seine Eigenart und sein Wesen. Sie hängen auch so organisch zusammen, daß man von dem einen immer wieder auf das andere geführt wird. Die liturgische Bestimmung der Gesänge wirkt auf ihre melodische Form, und ihre musikalische Verfassung hilft nicht selten, den liturgischen Sinn der Zeremonien und Gesänge zu verstehen. Wie sehr im gregorianischen Gesang das liturgische und künstlerische Element zusammentreffen, offenbart sich an dieser Kunststätte des Chorals in Beuron auf Schritt und Tritt. Wer Verständnis hat oder gewinnen will für das Liturgische im Leben der Kirche, für das Harmonisch-Einheitliche der Teile der Liturgie und nicht ausschließlich sinnliches Wohlgefallen in der Kirchenmusik anstrebt, der wird die Vorliebe der Kirche für den Choral

gerechtfertigt finden und ihn nach einem Beuroner-aufenthalt sogar lieben und verteidigen. Handelt es sich doch um Dinge, die unabhängig sind und sein müssen von wechselndem Geschmack, die teilnehmen an der Erhabenheit und Unveränderlichkeit der Liturgie, Dinge, zu denen der Mensch sich emporheben muß, die er nicht in den Wirbel der zufälligen Kunstrichtung seiner Zeit hinabziehen darf. Die Kirche hält unverbrüchlich an ihrem Choral fest, wie sie nichts ändert an ihrer Liturgie und Sprache.

In unserer auf allen Gebieten so wechselvollen, unruhigen Zeit ist es darum ungemein wohltuend, das Leben jener, von der Welt abgeschiedenen Mönche zu belauschen, die sich die besondere Aufgabe gestellt, diesen Schatz der Kirche zu erhalten, zu pflegen und aus ihr eine Fülle der Gnaden, der Schönheit und des Friedens zu schöpfen.

Aber es ist unbeschreiblich, welche Fülle von Kunst hier entfaltet wird. Ein einziges Alleluja vermag die Seele zu erfassen und wahre Himmelsfreuden zu erschließen. Wahrlich, da läßt sich sagen: „Je einfacher, um so größer die Kunst." Hier entfaltet sich die Liturgie der Kirche in alle Höhen und Tiefen, da ahnen wir etwas von den Geheimnissen unseres heiligen Glaubens, da erkennen wir, daß unser Wissen nur Stückwerk, und daß nur eines notwendig: Gottesdienst. Man vergißt alles Kleinliche, Erdenhafte und wird emporgetragen zur Verherrlichung Gottes. Unglaublich ist der Reichtum in der Abwechslung, die Ausdrucksweise in der Rangordnung der kirchlichen Feste, und etwas vom Schönsten muß es sein, einem der Hochfeste mit seinen Vorbereitungen beizuwohnen. Ein einziges: „Et homo factus est" wiegt alle Kosten auf, schrieb mir eine Kollegin aus ihren Beuroner Osterferien.

Ein nach benediktinischer Regel durchgeführter Gottsdienst ist ein Tagwerk und erfordert nicht wenig Anstrengnug und Mühe. Morgens um 4 Uhr sind Matutin und Laudes, um halb 8 Uhr Prim, halb 10 Uhr Terz, Hochamt und Sext. So ein Choralamt ist etwas Herrlichschönes, jeder gesungene Ton ein tiefempfundenes Gebet. Der Ein- und Auszug der Mönche mit der tiefen von Ehrfurcht und Liebe getragenen Achtung gegen ihren geistlichen Obern, den noch jungen Erzabt, eine für den Gläubigen immer wiederkehrende Freude und Erbauung. Nachmittags um halb 3 Uhr ist Non und Vesper, besonders an Regentagen für den Gast eine willkommene Abwechslung und für den Musikfreund ein wahres Orgelkonzert. An Festtagen erfolgt nach jedem Vers des Magnificats ein dem Text entsprechendes Orgelzwischenspiel, bei dem die verschiedenen Orgelregister in reicher Abwechslung erklingen. Zum Tagesabschluß findet man sich um halb 8 Uhr ein zur Complet, dem Nachtgebet der Kirche. Etwas ungemein Beruhigendes zieht in die Seele, die so den ganzen Tag im Geist der Kirche gelebt und nur noch die Ruhe der Nacht erbittet. So wunderschön feierlich erklingt dann das „Salve Regina" mit leiser Orgelbegleitung. In innigem, inbrünstigem Flehen klingt es aus in das Lob der milden Himmelskönigin: „O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria." Dann tiefe Stille — ein junger Mönch reicht dem Erzabt das Weihwasser, dieser betet das Asperges me und besprengt die Mönche und zuletzt das Volk mit dem Segen der Kirche. — Schlüsselgeklirr — und möglichst rasch ist das Gotteshaus zu verlassen, man hat das Gefühl: Es ist genug, laßt uns ruhen, denn allzufrüh schlägt für die Mönche wieder die Stunde des Gebetes. — Noch im Schlaf begleiten uns die Töne und der Reichtum der liturgischen Gebete — für Kleinlichkeiten war heute wirklich kein Raum. Welch ein Tal des Friedens, welche Gottesliebe, ein wahrer Himmel auf Erden! —

Hier finden sich denn auch viele Menschen zusammen, die über ein gewisses Maß von Bildung und Geistesreichtum verfügen. Man darf ruhig sagen, die oberflächlichen, nur nach weltlichen Vergnügen Suchenden bleiben dieser Stätte fern. — Auch trägt der Ort nicht den Stempel eines schreienden Marktes, wo, wie es oft an unseren Wallfahrtsorten der Fall ist, direkt vor der Kirchentüre der weltliche Markt in Flitter und kleinwertiger Ware sich aufdrängt. An der Hauptstraße sind wohl auch Verkaufsstellen, wo man aber echt beuronische Kunstgegenstände in herrlicher Auswahl als bleibende Erinnerung sich verschaffen kann. Im Kloster ist zudem eine wohlbestellte Bibliothek allen jenen zur Verfügung, die auch in dieser Form geistige Kost genießen wollen. Und wenn ich sie auch auf die leibliche Verpflegung aufmerksam machen soll, weise ich sie neben andern sehr zu empfehlenden Gasthäusern hin auf das Gregoriushaus, das von Schwestern geleitet in jeder Beziehung für sie sorgen wird. Für die Musikliebhaber findet sich fast in jedem Zimmer ein Klavier, für Orgelstudien sind im Hause nicht weniger als vier Orgeln in Betrieb, wovon die dreimanualige dem Dienst in einer großen Kirche genügen würde. Man kann sich auch speziellen Choral- und Orgelunterricht geben lassen. Der feinsinnige Choralkenner und Organist H. H. Pater Fidelis Böser, scheut die Mühe nicht, denselben im Gregoriushaus selber zu urteilen. —

So ist es begreiflich, daß, wer Beuron gesehen, immer wieder dorthin kehren möchte, daß man Abschied nimmt von dem stillen Tal mit seinen Felsen und Wäldern, seinen Burgen und Höhlen, der klaren Donau, dem Gotteshaus mit seinen Lobgesängen und Orgelklängen und dem Chor der Mönche mit einem großen Wunsch, daß man es wieder einmal sehen möchte. Das „Salve regina" aber klingt fort im Herzen und fort und wird zur bleibenden Erinnerung.

E. Sch.

Sommerlieder

Am See.

Die Wellen spielen und kosen am Strande
Und tragen des Tages Sonnenglanz
Hinein in die dämmernden Lande.

Die Wasser atmen — aus dunkler Tiefe —
Die Wasser flüstern — als ob im Grund
Ein liebend Wesen nach ihnen riefe.

Und Träume steigen — entführen milde
Das Herz der unbarmherzigen Zeit
Auf wonnedurchströmte Glücksgefilde. —

Nun tragen die Winde auf leichtem Flügel
Ein Aveläuten über den See, —
Die Zeit, — die Nacht steigt über die Hügel.

Wellen.

Da kommen die Wellen zur Bucht.
Sie schlagen sich, necken sich, singen
Auf plaudernder, fröhlicher Flucht. —
Schau, silberne Kronen sie bringen!

Hier tragen sie Blätter, dort Schaum
Und schwatzen ohn' End vom Minnen. —
Sie nahen, ein jubelnder Traum, —
Um tränend am Fels zu zerrinnen. J. M.

Ferien

1. In der Melchaaschlucht.

Müde und heiß ruht das Tal da drunten. Die Nachmittagssonne brennt auf die weißen Mauern und Straßen hernieder. Kein Schornstein raucht. In den Dörfern ist es stiller als sonst, selbst die Kinder scheinen zu schlafen. — Da lassen wir die müde, heiße Welt und suchen Kühle und Stille.

Tiefer und tiefer führt der Waldweg ins Tobel hinunter. Hoch oben spielen die Buchenblätter mit dem Sonnengold. Kein Mensch begegnet uns. Ein Schmetterling hat sich verflogen und flattert um die Glockenblume. Da blüht sie geheimnisvoll und ungestört, die blaue Blume. Immer abwärts geht der Waldsteig. Da rauscht's von unten herauf in träumerischem Einerlei, das ist die Melchaa. Endlich blinkt sie zwischen Gebüsch und Bäumen blau und silbern herauf. Kühl umschmeichelt uns die Luft. Nun führt der Weg dem Bach entlang aufwärts. Und da, Wanderer, laß uns weilen, die Welt liegt weit, die Zeit fern. — Tannen stehen ernst und düster am Abhang, lichte Buchen flüstern im Wind. Bemooste Felsblöcke ragen in die Aa hinaus. Und da träumt in der Weitung eine kleine Waldwiese. Was das Schönste ist von allem, ich weiß es nicht. Diese wunderbare Harmonie mag es sein, die da ineinanderklingt: Musik und Stille, Licht und Düster, Felsen und Moos, Bach und Himmel. Ein Paradies voll Frieden und Seligkeit. Und wenn da auf einmal Nixen auf der Moosbank spielten, Elflein im Gebüsche flatterten, wenn da die Rehe Märchen erzählen könnten und die Vögel redeten, man würde kaum staunen. Denn wenn es ein Märchenland gibt voll milder Lieblichkeit und gewaltiger Romantik, dann ist es dieses Land hier, mitten in der Welt und doch fern von ihr, mitten in meiner Heimat und doch wenig gekannt. Oder haben die Menschen nicht Augen, um diese Schönheit zu betrachten, verstehen ihre Ohren nicht die wunderbare Musik, können sie nicht mehr kindlich träumen? Dann sollten die Kinder hier herunterkommen. Die fänden die verfallene Mauer auf dem Waldwieslein. Das wäre ihr Schloß und sie selber Prinzen und Königinnen, und die gelben Blumen wänden sie zu Kronen. Der Moosfelsen gäbe ihre Schloßkapelle. — Unsere Kleine in ihrem Sommerkleidchen, mit dem Kranze in den blonden Haaren, paßt wie eine Märchenkönigin auf diese Waldwiese. Ihre Augen leuchten in dunkler Schönheit, die Wänglein glühen. Große blaue Glockenblumen neigen sich ihr zu, und zwei Schmetterlinge gaukeln um ihr Köpfchen.

Mitten in unser Seligsein, fern von Welt und Zeit, ruft auf einmal eine Glocke vom Berghang herunter. In St. Niklausen droben läuten sie sechs Uhr. Nun müssen wir weiter wandern, und langsam bleibt unser Paradies zurück. Wohl rauscht die Melchaa weiter, und die Schönheit der Natur begleitet uns auch hier, aber der Zauber ist gebrochen. Zurück liegen Waldwiese, Märchenfelsen und Moos. — Wir kommen zum Ranft, zu Bruder Klausens Heiligtum. Noch leuchtet ein milder Abendschein auf den drei weißen Kapellen. Bald liegt das Tobel unter uns, und wir stehen oben im Gold der sinkenden Sonne.

2. Morgen bei der Bergkapelle.

Hoch oben auf dem Felsen ragt die Flüeli-Kapelle in den Himmel hinein. Der kühle Morgenwind spielt in den Nußbäumen, Lärchen und Buchen. Die Sonne ist aufgegangen hinter dem Stanserhorn und überflutet die weiße Kapelle, die rauschenden Wipfel. Die Steinstufen tragen ein Brokatgewand, gewoben aus dem Spiel von Sonne und Schatten. An Halm und Blumen glitzert Tau. — Die letzte Stufe ist erstiegen, und nun öffnet sich

dem Auge das ganze Tal im Morgengold. Gestern hat es geregnet, heute leuchten die Wiesen und Wälder wie neu erschaffen in den frischesten Farben. Der Sarnersee schlummert vertraulich im Tal. Von den nahen Bergen bis weit hinaus in die blasse träumende Ferne spannt sich ein duftigklarer Himmel. Nur vom Pilatus her segelt ein Wölklein über diese Welt und wirft seinen Schatten auf die Felsen. Vom Tobel herauf hört man die Melchaa rauschen, sonst ist alles still. Nur das Fächeln des Windes im Laub oder ein Vogelgezwitscher durchzittert die Luft. Dann beginnen die Glocken in den Dörfern zu singen. Ein unsagbarer Friede erfüllt die Seele bei ihrem Klange. Auch in der Bergkapelle ruft ein Glöcklein zur Messe. Da steigen sie, die den Frieden suchen, herauf. Ob sie die Schönheit Gottes in ihrer Heimat ahnen? Ob ihre Seelen offen sind, diese Herrlichkeiten zu kosten? Oder ob die eine rechnet, die andere hadert, die dritte haßt? Dann sollen sie drunten bleiben, dann finden sie den Frieden nicht. Den Gotteskindern, die da vertrauend und schlicht kommen, ihrer Ohnmacht bewußt, aber auch wissend, welch lieber herrlicher Vater sich da oben ihnen offenbart, ihnen ihre Schuld wegnimmt und ihre Sorgen, ihnen zeigt, daß er es ist, der da sorgt für jedes Geschöpfchen, vom Grashalm und Käferlein bis zu seinen lieben Menschenkindern, sie sollen kommen. In ihnen wird es klar und voll Frieden, für sie ist dieser Morgen ein tiefes Erlebnis. Und wenn Gott selbst herniedersteigt, nicht nur in der Schönheit seiner Schöpfung, sondern wirklich und wahr in der Brotsgestalt, dann ist das Glück wahrhaft vollkommen, dann ist der Morgen da droben eine Paradiesesstunde. J. M.

Eine merkwürdige Schule und eine eigenartige Lehrerin im 17. Jahrhundert

Eingesandt von P. Leo in Mehrerau. (Fortsetzung.)

Befand sich unter den Schülerinnen ein Mädchen, das eine fromme Neigung zu geistlichen Dingen zeigte, so schickte man es für eine Viertelstunde in einen außerhalb des Schulzimmers gelegenen Raum, wo es ungestört dem Gebet obliegen konnte, während die im Unterrichtszimmer zurückgebliebenen Lehrerinnen und Schülerinnen tunlichst Stillschweigen hielten d. h. nur dann sprachen, wenn die Arbeit oder sonst eine Notwendigkeit dazu drängte, aber auch da nur mit leiser Stimme.

Gegen Abend luden die Lehrerinnen die Mädchen ein, den Rosenkranz zu beten, und zwar zur Ehre der allerseligsten Jungfrau, im Anschlusse an alle Gebete, die in der ganzen heiligen Kirche verrichtet werden, dies alles zum Troste der armen Seelen. Diesem Rosenkranz wurden noch etwa eine Litanei oder Gebete zu verschiedenen Heiligen beigefügt. Hierauf wurde die Schule geschlossen und Gott eigens gedankt für alle Wohltaten, welche er in seiner großen Güte gespendet hatte, man bat ihn aber auch um weitere Hilfe. Dem göttlichen Heiland wurde noch eine dreifache Anbetung gewidmet. Dann wurden die Schülerinnen entlassen, doch wies man sie an, die Ordnung, das Stillschweigen und die Eingezogenheit zu beobachten und auf der Straße sich nicht durch Spielen zu unterhalten. Dreimal in der Woche wurde den Mädchen Religionsunterricht erteilt in der allgemein üblichen Art durch Aufrufen der einzelnen Schülerinnen, wobei so ziemlich alle zu Worte kamen. Am Freitag wurde jeweils angefragt über die vier letzten Dinge: Tod, Gericht, Himmel und Hölle; dazu kamen noch Fragen über die hl. Eucharistie, über das Benehmen beim Empfang der hl. Kommunion und das Betragen in der Kirche überhaupt. So war die religiöse Unterweisung vollkommen, und die Mädchen, die in der Schule der Lucia Filippini Religionsunterricht genossen hatten, besaßen denn auch bessere und genauere Kenntnisse der Heilswahrheiten als manche junge Leute unserer Tage, die sich zwar als gläubig bekennen und einer gewissen Bildung nicht entbehren, aber doch in große Verlegenheit gerieten, sollten sie öffentlich Red und Antwort stehen über die Grundwahrheiten unserer heiligen Religion.

Je öfter und eingehender man — so meint Bergamaschi — die Methode betrachtet, die der fromme Kardinal vorbereitet und vorgeschrieben hat, und die Lucia in ihrer Schule praktisch durchführte, desto mehr muß man die Einfachheit, Erhabenheit und Feinheit an ihr bewundern. Da folgt auf die Arbeit das Gebet, auf den Unterricht ein Akt christlichen Lebens, auf ein Gotteslob das Stillschweigen. Da wird den jugendlichen Seelen Abscheu eingeflößt vor allem, was Sünde ist und zur Sünde führt; es wird ihnen die Verachtung aller irdischen Eitelkeiten eingeschärft, aber auch die Liebe zur Unschuld und zu all jenen Tugenden in ihnen gestärkt, die den wertvollsten Besitz eines jungen Mädchens ausmachen. Die Geheimnisse,

die hauptsächlichsten Glaubenssätze des Christentums werden mit erstaunlicher Einfachheit und Klarheit dargelegt. Einfach, vollständig und glänzend ist auch die Art und Weise, wie die Mädchen zum häufigen Empfange der Sakramente der Buße und des Altars, dieses Seelenbades und Lebensquells, angeleitet werden. Lucia befolgte diese Methode gewissenhaft und bewies schon dadurch, daß sie vom Apostolat der Schule eine wahre und klare Vorstellung hatte. Sie verstand es aber auch, das gesteckte Ziel zu erreichen, die Mädchen aus dem Volke so heranzubilden, daß sie eines Tages wahrhaft christliche Frauen und Mütter würden, die ihre Pflichten vollauf zu erfüllen wüßten. Auf solche Weise förderte Lucia jenen sittlichen Aufschwung, der, fortgesetzt und verbreitet von ihren geistlichen Töchtern, jene Erneuerung zu bewirken vermochte, die in den edlen und heiligen Absichten und Plänen des Kardinals Barbarigo gelegen war.

Mit der Weisheit der Methode verband die Selige einen wahrhaft glühenden Eifer, der die im Unterricht vorgetragenen Lehren überaus fruchtbar gestaltete. Wenn man den Geist des Apostolats nicht besitzt, ist die Schule kalt und fast belanglos, der Unterricht trocken, die Schülerinnen zerstreut und gelangweilt, der Erfolg fast Null. Dieser Geist des Apostolats offenbart sich in dem Eifer, womit die Lehrperson ihr hochedles Amt erfüllt. Dank dieses Eifers wird die Schule zu einem Tempel, worin die Lehrperson gleichsam priesterliche Würde bekleidet, somit im Namen eines höhern Ideals die Schülerschaft liebt, durch diese Liebe deren Seelen gewinnt, deren Verstand erleuchtet und den Willen leitet. Die Liebe ist die machtvolle Gewalt, welche die Herzen der Kinder anzieht und gewinnt und sie für die Wahrheiten geneigt macht, welche die Lehrperson vorträgt. Wenn ein Kind weiß, daß es von seiner Lehrerin geliebt wird, so vertraut es ihr blindlings, nimmt gelehrig alles auf, was die Lehrerin vorträgt, leiht ihr aufmerksam Gehör und verfolgt mit Blick und Geberde ihre Worte und Bewegungen. Aus dieser Liebe entsteht ein Band gegenseitiger Uebereinstimmung; das erklärt uns dann auch den bezaubernden Einfluß, den Lucia Filippini in der Schule auszuüben vermochte. Sie hatte eine herzlich innige Liebe zu den Kindern, in denen sie Gottes Ebenbild wahrnahm, und sie betrachtete dieselben als ebenso viele teure Güter, die ihr von der Vorsehung anvertraut worden waren. Diese Erwägung bewirkte, daß sie ihren Schülerinnen die aufmerksamste Sorge angedeihen ließ, sie verlieh ihr auch neuen Eifer und erleichterte ihr das redliche Bemühen, deren Seelen die größtmöglichen Vorteile zukommen zu lassen. Daher lehrte sie ihnen aus innigster Liebe die Handarbeiten und vermittelte ihnen die der Fassungskraft jeder einzelnen Schülerin entsprechende Bildung. Waren solche dabei, die als begriffsstutzig bezeichnet werden mußten, so kam sie ihnen außer mit Liebe auch noch mit jener süßen und unerschütterlichen Geduld entgegen, über welche in solchem Grade nur die Heiligen verfügen. Lucia wußte ferner, daß der Anfang aller Weisheit und Bildung die hl. Furcht Gottes ist; daher bemühte sie sich eifrigst, dieselbe den Seelen ihrer Schülerinnen einzuflößen. Weil aber die Gottesfurcht nur aus der Gotteserkenntnis hervorgeht, so sorgte sie durch genaue Erklärung der Geheimnisse des Glaubens dafür, daß Gott immer mehr erkannt und geliebt wurde. Die Kinder sollten auch eine zarte Liebe zu Jesus und Maria in ihren Herzen hegen und pflegen, deshalb schilderte sie ihnen oft die rührendsten Szenen aus der Leidensgeschichte des Heilandes und pries vor den Kindern die wunderbarsten Vorzüge der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Um ihren edlen Zweck noch eher zu erreichen, hatte sie sich herrliche Kupferstiche verschafft, welche auf verschiedenen Tafeln das ganze Leben Jesu darstellten. Diese Bilder zeigte sie ihren Schülerinnen, damit, was sie ihnen so lebhaft geschildert hatte, sich noch tiefer in ihr Herz einprägte.

Ganz niedergeschlagen durch das traurige Schauspiel, das jene Zeit bot, wo die gefährlichen Liebschaften so viel Unheil anrichteten unter der heranwachsenden Jugend, die kopflos in eitle Freuden und Genüsse hineinrannte, entfaltete die Selige erst recht ihren Eifer und machte ihre Zöglinge aufmerksam auf die Nachteile und die verderblichen Folgen, welche solch ungeordnete Zuneigungen der Seele und dem Leibe bringen. Wenn diese sich des Herzens eines jungen Mädchens bemächtigen, so reichen sie allein schon hin, das bedauernswerte Geschöpf ins Unglück zu stürzen, so daß es das Heil seiner Seele völlig außer acht läßt; außerdem büßt solch ein Mädchen jene natürliche Bescheidenheit und Züchtigkeit ein, die von Gott dem Frauengeschlecht, gleichsam zum Halt und Schutz wider die Schwächen ihres Geschlechts, eingepflanzt wurden.

Der alte Biograph der Filippini, der uns solche Nachrichten vermittelt, versichert uns ferner, daß Lucia das Wohl der Mädchen zu befördern suchte, auch wenn diese sich außerhalb der Schule befanden; denn sie wollte, daß ihre Zöglinge überall ein ehrbares, echt christliches Benehmen beobachteten. Sie übte daher mit ihnen einige geistliche Lobgesänge von echt volkstümlichem Charakter ein und legte ihnen ans Herz, sie möchten doch im Elternhaus oder auf dem Felde an Stelle der gewöhnlichen Liebeslieder diese Lobgesänge erschallen lassen; ja, sie könnten sich des Gesanges wie liebeglühender Stoßgebetlein bedienen, um ihr Herz auch mitten in den Geschäften und Arbeiten, die ihnen oblagen, zu Gott zu erheben. Sie erkundigte

sich sodann bei ihren Verwandten und Bekannten, wie sich die Mädchen daheim benehmen. Mußte sie nun hören, daß sie Fehler begingen, so hielt sie mit Mahnungen und Zurechtweisungen nicht zurück; war die Verfehlung von solcher Natur und Schwere, daß sie strafwürdig schien, griff sie wohl auch zur körperlichen Züchtigung. Oft kam es aber auch vor, daß Lucia, als wäre sie vom Himmel aufmerksam gemacht worden, ihren Schülerinnen die von ihnen begangenen Fehler offenbarte. Schon aus diesem Grunde wandelten die Zöglinge behutsamer und achteten mehr auf ihr äußeres Benehmen. —

Die Schule ist vor allem Vorbereitung auf die Zukunft; somit muß die Jugend von den Lehrorganen in einer Weise vorbereitet werden, daß, wenn sie im Leben einen neuen Stand antritt, sie auch schon mit allen jenen Tugenden und Schutzmitteln ausgerüstet ist, die es ihr gestatten, diesen neuen Stand mit ruhigem Gewissen und mit der vollen Kenntnis aller damit verbundenen Pflichten anzutreten. Wenn daher ihre Schülerinnen zu Jungfrauen erblüht waren und sich für den Ehestand entschieden hatten, so wollte Lucia Filippini, deren Eifer sich keineswegs nur auf den engen Raum des Schulzimmers beschränken mochte, daß die jungen Bräute sich wenigstens für acht Tage in die Schulräume zurückzogen und geistliche Uebungen machten. In diesen weihevollen Tagen erklärte sie ihnen die Pflichten und Lasten des Ehestandes, sowie die Art und Weise, ein so großes Sakrament im Stande der Gnade zu empfangen und dann die Standesgnade zu bewahren. Die Ehe als Sakrament ist nämlich ein Abbild jener wunderbaren und hochheiligen Vereinigung, die zwischen Christus und seiner geliebten Braut, der Kirche, stattfindet; sie ist aber auch die Quelle vieler Wohltaten für die Einzelnen wie für die Gesellschaft.

Auf solche Weise war die Schule in den Plänen und im Werke der Seligen, insbesondere aber zufolge des glühenden Eifers, der diese verständige und unvergleichliche Erzieherin beseelte, eine heilige Stätte geworden, worin die Seele der Frau gebildet, ihr Charakter gestählt und ihr die nötige Kenntnis ihrer Pflichten als Christen und Bürgerin vermittelt wurde. *)

*) Msgr. Salotis ausführliche Biographie der um Kirche und Schule hochverdienten Seligen (seit 13. Juni 1926) Lucia Filippini soll um Ostern 1928 deutsch erscheinen im Verlag von Franz Borgmeyer in Hildesheim. Der Einsender.

Die Pläne des Kardinals Barbarigo und der Lucia Filippini beschränkten sich keineswegs nur auf die Schule von Montefiascone; sie beabsichtigten vielmehr, ähnliche Schulen an allen Orten der Diözese zu gründen und zu sichern. Nach dem Hinscheiden des Kardinals wird die Selige heraustreten aus dem Gebiete seiner Diözese, um anderswo ihre Stiftungen zu errichten, um überall die Flamme des Guten anzufachen, indem sie bei den Frauen das Gefühl der christlichen Frömmigkeit anregte. Zu diesem Zweck mußte sie ein Trüppchen junger Frauen heranziehen, die, im Lehrfach tüchtig geschult, in den evangelischen Tugenden fest verankert und in heiligem Eifer entbrennend, sich zu zweien in die verschiedenen Dörfer begäben und mit der Lehrmethode ihrer Mutter in den Schulen ebenso viele Feuerherde christlichen Lebens und sittlicher Erneuerung hervorriefen. Solche Trüppchen von Lehrerinnen geschaffen zu haben, die fähig waren, echte und rechte Erneuerungsarbeit zu leisten, was für jene Zeit ein großes Wagnis bedeutete, ist eine der schönsten Ruhmestaten der Lucia Filippini.

In der Tat, Kardinal Barbarigo eröffnete „ein Noviziat in der Schule von Montefiascone", wo jene Jungfrauen ausgebildet wurden, die Neigung zum Lehrfach bekundeten, die dann auch im Notfalle als Ersatz dienen mußten. Die jungen Damen, die das „Seminar" besuchten, weilten, bevor sie in die einzelnen Orte der Diözese hinausgeschickt wurden, einige Zeit, manchmal sogar mehrere Jahre, in dieser Schule von Montefiascone unter dem Gehorsam der Hauptlehrerin, wo sie bezüglich ihrer Sitten und Fähigkeiten genau überwacht wurden; man suchte ihnen da ferner den rechten Geist für das Lehrfach einzuflößen, sie mit den weiblichen Handarbeiten, mit Lesen und Schreiben, mit den Lehren des Glaubens und mit den Grundsätzen der christlichen Sittenlehre bekannt zu machen, damit sie all das später den andern beibringen könnten.

Die Hauptlehrerin, wie Luca Corneli sich ausdrückt, war eben unsere Selige. In diesem Noviziate bildete sie unter ihrer Leitung und im Lichte ihres Beispiels jene Jungfrauen, die sich auf den Beruf der Lehrerin vorbereiteten. Sie brachte ihnen nicht bloß jene Grundsätze der christlichen Frömmigkeit bei, die zur gewissenhaften und erfolgreichen Betätigung ihrer Mission unerläßlich notwendig sind, sie überwachte ihr ganzes Sinnen

und Trachten, um ein sicheres Urteil darüber zu bekommen, ob sie später als Lehrerinnen leistungsfähig würden. Diesbezüglich war sie von Gott mit einer so außerordentlichen Erleuchtung begabt, daß sie, bevor jene noch das Lehrerinnenkleid anzogen, schon wußte, welche Erfolge sie haben würden. Diese innere Erleuchtung und Unterscheidungsgabe, über die sie verfügte, findet der Historiker De Simone in einem alten Berichte mit folgenden Worten geschildert:

„Sie erkannte so genau, wer im Lehrfache versagen würde, daß sie, ohne jemand etwas davon zu sagen, Mittel und Wege fand, deren Einkleidung zu verhindern. Hatten die andern Lehramtskandidatinnen die Tracht der Lehrerinnen erst einmal angezogen, so verdoppelte Lucia ihre Sorgfalt und Bemühungen, damit sie immer weiter voran kämen in jener Heiligkeit, welche der von ihnen erwählte Stand erfordert."

Wenige Stifterinnen verfügten über eine solche Erfahrung im Heranbilden von Kandidatinnen, die der Höhe ihrer Mission gewachsen waren. Ihr gelang es, weil sie es verstand, ihren Geist den Lehrerinnen mitzuteilen, die so im heiligen Eifer erglühten, dem Nächsten an der Seele zu nützen und ihn zu Gott zu führen. Deshalb versicherte sie ihnen wiederholt, Gott finde seine Wonne in einer Seele, die sich zu ihm wendet, und er empfinde keine größere Freude, als wenn er wahrnehmen könne, wie die Lehrerinnen mit aller Hingabe sich der Seelenrettung widmen; ja, sie pflegte zu sagen, das Amt einer Lehrerin ist ähnlich dem Amte der Apostel. Mit strahlendem Antlitz und meistens mit Tränen in den Augen konnte sie ausrufen: „Meine lieben Schwestern! Welch herrliche Aufgabe hat der Herr uns armseligen Frauenspersonen zugewiesen!" Wenn ein Arbeiter im Weinberge des Herrn sich der Bedeutung seiner erhabenen Mission so recht bewußt wird, dann wird er ein Held und Apostel. Die Lehrerinnen, herangebildet und vorbereitet im zuverlässigen Geiste der eifervollen Filippini, ganz durchdrungen von der Erhabenheit ihres Berufes, entsprachen ihrer Pflicht mit erstaunlichem Eifer, mit bewundernswerter Treue. Diese opferfreudige Berufstreue war auch den Vorschriften und Mahnungen zu danken, welche die Selige ihren geistlichen Töchtern zu geben verstand. Welche Klugheit und Weisheit enthalten doch jene Normen, die uns nicht bloß die kluge und verständige Frau zeigen, welche die Klippen kennt, an denen selbst die Seelen der evangelischen Arbeiter scheitern, sondern uns auch die Heilige offenbaren, die, bewandert in der Kenntnis des Geistes, die Wege kennt und weist, welche sicher zum Erfolge des Apostolats führen. Ich wäre eigentlich versucht, ein Kapitel aus De Simone lückenlos herüberzunehmen, woselbst die weisen Regeln eingehend behandelt sind, womit jene erleuchtete Frau ihre geistlichen Töchter zu führen und zu leiten wußte. Auf diesen Regeln beruht die Grundlage und das Geheimnis der geistigen Eroberungen, welche die frommen Lehrerinnen in zwei Jahrhunderten unermüdlicher Arbeit und wunderbarer Tätigkeit gemacht haben, die niemals durch soziale Veränderungen und durch politische Ereignisse unterbrochen wurden.

Die Selige sorgte vor allem dafür, daß die von ihr herangebildeten Lehrerinnen ganz besonders die Tugend der Frömmigkeit übten und den Gebetsgeist liebten; denn sie wußte sehr wohl, daß man gerade durch diesen Geist jene Erleuchtungen sich erwirbt, welche für die Heiligung der eigenen Seele und für jene des Nächsten so notwendig sind. Wenn daher eine ihrer geistlichen Töchter sich nachlässig erwies in dieser Uebung, so erklärte Lucia unumwunden, daß sie zur Lehrerin nicht tauge. Aufmerksam und eifrig sollten Lucias geistliche Töchter das Gebet pflegen, sie sollten aber auch sorgsam darauf bedacht sein, den Müßiggang zu fliehen; denn der sei durchaus nicht vereinbar mit ihrem Stande und ihrer Aufgabe. Sie schärfte ihnen denn auch ein, wenn sie mit keiner Andachtsübung beschäftigt seien, sollten sie sich der Arbeit widmen. Klug und verständig, wie sie war, sprach sie zu ihnen: „Liebe Schwestern, ich will durchaus, daß meine Lehrerinnen ihren Unterhalt sich durch ihrer Hände Arbeit zu verschaffen wissen, denn man weiß nie, was die Zukunft etwa noch bringt."

(Schluß folgt.)

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Freidrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießeren (Kt. St. Gallen)

14. Jahrgang Nr. 9 13. September 1928

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: An der Saffa — — Eine merkwürdige Schule und eine eigenartige Lehrerin im 17. Jahrhundert — Segen ist der Mühe Preis — Briefkasten.

An der Saffa

Seit vierzehn Tagen ist die Saffa eröffnet, und täglich drängen sich Tausende durch die Hallen, schieben und werden geschoben, spazieren oder eilen durch die Anlagen, freuen sich an den unzähligen weißen und roten flatternden Wimpeln, ruhen auf den Bänken und Stühlen, erquicken sich an der leuchtenden Blumenpracht der Gartenanlagen, trinken Kaffee zwischen hinein und essen Küchli, bewundern aber vor allem, ja, bewundern und bestaunen, was Frauenarbeit und Frauenfleiß hier geleistet hat und überhaupt leisten kann. Man mag sich zum leitenden Grundgedanken der Saffa einstellen wie man will, eines ist sicher:: Vor dem hohen Lied der Arbeit, das diese Ausstellung in allen Tonarten und Melodien singt, geziemt sich nur bewundernde und dankbare Anerkennung.

Es läßt sich wohl kaum eine Ausstellung denken, die so viele Gegensätze unter ein Dach gebracht hat, wie es der Saffa gelungen ist; Gegensätze in Weltanschauung, in Kunstauffassung, in Ausdrucksform, in Erziehungsprinzipien und -zielen suchen sich zu erklären, zu behaupten, werben neue Anhänger — es ist ein Bild unserer vielgestaltigen Schweiz im kleinen; sie ist vor allem recht schweizerisch, die Saffa, unsere Saffa.

Sie ist aber auch, was sie ja sein will, das Werk der Frau. Ob sich aber jene nicht ein wenig verrechnet haben, die in der Saffa unter anderem auch ein Mittel sehen, dem Frauenstimmrecht und der politischen Gleichstellung der Frau mit dem Manne um einen Schritt näher zu kommen? Wenn man aus diesen anschaulichen und vergleichenden Tabellen, Statistiken, Bildern und Gemälden oder an den realen Ausstellungsobjekten selbst staunend erkennt, welche Stellung die Frau sich heute in Handel und Gewerbe, in Erziehung und sozialer Fürsorge, in Kunst und Wissenschaft, im Beamtenwesen errungen hat, wenn man den gewaltigen Strom, der hier breit dahinflutet, wieder in die tausend und tausend Wässerlein zerteilt denkt, die befruchtend und erquickend durch die Gaue unseres Landes fließen, muß man da nicht erkennen, daß unserer Kultur der Stempel der Frauenarbeit und des Fraueneinflusses schon so unverwischbar eingedrückt ist, daß ihn das Frauenstimmrecht kaum noch vertiefen könnte?

Es ist hier nicht der Ort, über die verschiedenen Gruppen und Pavillons der Ausstellung im einzelnen zu berichten. Unsere Leserinnen mögen sich selbst an Ort und Stelle von der großartigen, praktischen Arbeit der Frau überzeugen und sich ihr Urteil bilden. Nur auf zwei Gruppen soll näher eingetreten werden, die das Frauenwirken auf ideellen Gebieten mehr berücksichtigen und so der Lehrerin besonders nahe stehen — Gruppen 9 und 10, Erziehung und soziale Arbeit.

Zuerst zur Ausstellung unseres Vereins. In Gruppe 10, beim Versicherungswesen, finden sich die Plakate der Krankenkasse und der Invaliditäts- und Alterskasse. Sehr effektvoll strebt auf beiden Seiten der Krankenkassestatistik je eine lichte, schlanke Gestalt in die Höhe, das ölgefüllte Lämpchen der klugen Jungfrau tragend, und ergreift dankbar und glücklich die Hand, die ihr helfend aus dem Dunkel gereicht wird. An der Seitenwand daneben hängt, kleiner und einfacher, aber nicht minder eindrucksvoll, das Plakat der Invaliditäts- und Alterskasse, Bild und Schrift in klaren, festen, ich möchte fast sagen klassisch sichern Zügen ausgeführt. Tapfer schreitet das alte Mütterchen in die sonnig verklärte, goldene Abendstimmung hinein. Das gleiche Bild, nur kleiner, findet sich wieder auf dem Plakate unserer Vereinstätigkeit in der Gruppe Erziehung. Alle unsere Institutionen, Bibliothek, Exerzitien etc. sind darauf anschaulich und gefällig symbolisch dargestellt; wenn eine leise

kritische Frage angetönt werden dürfte: Warum wurde nicht auch unser Vereinsblättchen nur im Bild angeführt? Jetzt klebt so prosaisch eine wirkliche, leibhaftige erste Seite unserer „Lehrerin" quer über das Plakat, daß man fast versucht ist, sie abzulösen, um nachzuschauen, was Hübsches sich darunter versteckt. In Gruppe X hängt auch das Bild des „Gartenheims" in Aarau, das dem Verein Salve Regina der kathol. Lehrerinnen gehört und von unserer allverehrten Vereinspräsidentin so besorgt und mütterlich geleitet wird.

Was Gruppe X auf dem Gebiete der Fürsorgetätigkeit und des sozialen Wirkens noch alles bringt, ist so reichhaltig, so allseitig, besonders auch auf katholischer Seite — es sei nur an die Wand des Frauenbundes, an die Tätigkeit der Kongregationen (ein gar freundliches, liebliches Bild!), an den Caritasverband, an die Ausstellung der christlich-sozial organisierten Arbeiterinnen erinnert — daß der Besucher unwillkürlich auf den utopistischen Gedanken verfällt, bei so viel Liebestätigkeit und Fürsorge auf allen Gebieten, könne es in der Schweiz überhaupt kein Elend mehr geben. Daß unsere Klöster in dieser Gruppe wie auch in der Erziehung, in der Krankenpflege und im Paramentenpavillon entweder an der Spitze stehen oder einen ehrenvollen Platz behaupten, ist für uns selbstverständlich.

Es war der Wunsch ausgesprochen worden, unser Verein solle sich eine eigene Koje bestellen und dort die Ausstellungsobjekte unserer Lehrerinnen sammeln. Aus verschiedenen Gründen mußte davon abgesehen werden. Die Ausstellungsleitung wollte eine eigene Koje nicht gestatten, da der Stoff nach Stufen geordnet werde, (nachträglich zeigte es sich freilich, daß dieser Standpunkt sich nicht strickte durchführen ließ), und wir wußten auch nicht, wie stark die Beteiligung unserer Lehrerinnen sein werde. Einige angemeldete Gegenstände, wie Malereien, Handarbeiten usw. kamen in die Gruppe der Amateure, wo sie sich sehr gut ausnehmen. Doch hielten wir auch an einem grundsätzlichen Gedanken fest: unser Verein ist keine geschlossene Organisation in der Art, wie die Klöster es sind. Unsere Lehrerinnen wirken draußen, verteilt in alle Kantone, abhängig von kantonalen Gesetzen, teils in konfessionslosen Schulen, mitten unter allen andern, und so scheint es auch richtig, daß ihre Arbeiten zerstreut unter den andern sich präsentieren. Aber die Zugehörigkeit zum Verein ist durch das eigens für die Saffa von einer Basler Lehrerin entworfene und ausgeführte Emblem ausgedrückt. Ein heimeliges und frohes Gefühl durchzieht das Herz jedesmal, wenn wieder eines der lieben, blauen Bildchen auftaucht. Unser Abzeichen stellt das Buch des Lebens dar, auf dessen Grundsätzen unsere Erziehungstätigkeit aufgebaut ist. Zwei Aehren wachsen aus den Seiten heraus, das natürliche und das übernatürliche Leben, die unsere Arbeit im Kinde entwickeln und fördern will.

Was unsere Lehrerinnen, besonders die St. Gallerinnen, in der Abteilung „Gesamtunterricht" geleistet haben, ist herzerfreuend. „Das Haus" heißt die eine Arbeit, „Von der Furt zur Brücke" die andere, und man weiß nicht, was mehr zu bewundern ist, die Verwertungsmöglichkeiten des Stoffes, die von den Lehrerinnen herausgefunden wurden, oder die große Geschicklichkeit und die feine, saubere Art, in der die Kinder so ausdauernd und fleißig gearbeitet haben. Kinderarbeiten, aus der Lehreinheit des Muttertages hervorgewachsen, ein originelles Tagebuch und ein gezeichnetes Märchenheft vervollständigen die Arbeit der St. Gallerinnen, und wir können ihnen nicht genug danken, daß sie unsern Verein auf eine so ehrenvolle Weise an der Saffa vertreten. Eine sehr interessante Arbeit ist auch der Entwurf zu einer neuen Fibel von einer Aargauer Lehrerin. Verschiedene Hefte, von den ersten Klebeversuchen der Kleinen bis zu den saubern Buchhaltungsarbeiten der Großen, zeugen vom Fleiße der Luzernerinnen. Ein besonderes Kränzchen gebührt den Baslerinnen. Die neue Hulligerschrift ist in zahlreichen, geschmackvoll eingeteilten und verzierten Probeschriften zu sehen. Etwas ganz besonders Schönes hat eine andere Baslerin ausgestellt: Schülerinnenhefte aus dem Religionsunterricht, die Hefte aus der Fronleichnamsoktav, die Marienhefte aus dem Maimonat und ganz besonders die kleinen in Notizheftlein hineingeschriebenen Meßbüchlein mit Illustrationen zeigen, welch tiefes Verständnis und welches Interesse an der Liturgie, am Gottesdienste, am kirchlichen Leben überhaupt die Lehrerin bei ihren Kindern zu wecken wußte. Besonders interessant wirkt diese klare, positive Darbietung, weil gerade gegenüber der fragende, forschende Religionsunterricht an einer stadtbernischen Mädchenschule dargestellt ist.

Und jetzt, liebe Lehrerinnen und Vereinsmitglieder aus allen Gauen der Schweiz, besucht die Saffa ! Ihr werdet sehr viel sehen, sehr viel lernen, an sehr vielem, ja am meisten euch freuen, einiges auch abweisen oder es gar verurteilen, aber ohne tiefe Befriedigung und ohne großen Gewinn werdet ihr diese erste Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit nicht verlassen.

Eine merkwürdige Schule und eine eigenartige Lehrerin im 17. Jahrhundert

Eingesandt von P. Leo in Mehrerau. (Schluß.)

Ein anderes wichtiges Gebot war das der Abtötung. Die Selige drang bei ihren geistlichen Töchtern darauf, doch nicht der Verzärtelung und der Bequemlichkeitsliebe sich hinzugeben, sondern auf die Abtötung des eigenen Körpers bedacht zu sein; denn dieser unterwirft sich dem Geiste nicht zufolge der ihm gemachten Zugeständnisse, sondern nur zufolge der strengen Zucht, worin er gehalten wird. Doch suchte Lucia nicht sofort diesen Geist der äußern Abtötung, wobei nur der Leib in Betracht kommt, einzuflößen und einzuschärfen; weit mehr lag ihr am Herzen, daß die Lehrerinnen sich der innern Abtötung widmeten, die sich auf die Seele bezieht, d. h. auf die Unterordnung des persönlichen Urteils und auf die Verleugnung des eigenen Willens. Sie selbst prüfte die Lehrerinnen oft in dieser Art von Abtötung, die den Seelen notwendig und nützlich ist."

Zimperliche und zweifelsüchtige Leute können darüber lächeln; allein die Heiligen als die größten Wohltäter der Menschheit haben solche Grundsätze der Buße durchgeführt, aus denen man heute Anlaß zu Hohn und Spott schöpft. In Wirklichkeit sind es nicht die Verweichlichung des Fleisches oder die Sinnengenüsse, welche die Helden und Heiligen bilden.

In einer Zeit, welche die Modeauswüchse und den übertriebenen Schmuck so sehr liebte, war die Selige gleich darauf bedacht, von ihren Lehrerinnen zu verlangen, daß sie die größtmögliche Einfachheit in der Kleidung bewahrten und nur einfach gehaltene Kleider gebrauchten, die keinerlei Luxus und Geziertheit aufwiesen. Wenn sie das Haus verließen, überwachte sie sogar die Schritte sowie die Bewegungen, welche sie machten; wenn sie dabei nur eine kleine Nachlässigkeit wahrnahm, machte sie die betreffenden Schwestern aufmerksam darauf und verwies es ihnen, jedoch mit viel Liebe. Um sie zur Selbstzucht heranzuziehen, pflegte sie ihnen zu sagen: „Liebe Schwestern! Die Lehrerinnen müssen diese Welt verachten. Gott hat uns in diesen Stand aufgenommen, damit wir den Frauen in der Welt ein gutes Beispiel geben. Was müssen die armen Frauen in der Welt denken, wenn sie sehen, daß eine Lehrerin mit übertriebener Eleganz sich kleidet und in ihrem Auftreten sich vernachlässigt?"

Nichts vermag bei einer Person, die sich einem Apostolate widmet, die Innerlichkeit mehr zu fördern als die Einsamkeit und Sammlung. Wer seine Mission mitten in der Welt ausübt, muß diese Vorsichtsmaßregeln anwenden, um nicht in die Netze zu fallen, welche von böswilligen Menschen noch immer ausgeworfen werden. Während dabei die Selige ihren Lehrerinnen einschärfte, den Frauen in der Welt mit möglichster Liebe entgegenzukommen, verbot sie ihnen anderseits mit gemessenen Worten, irgend welche Vertraulichkeit mit ihnen zu unterhalten. Selbst mit ihren Verwandten sollten sie nur mit Vorsicht und Zurückhaltung verkehren. Sie gab daher den Lehrerinnen selten die Erlaubnis, ihr Elternhaus aufzusuchen. Zur Erteilung einer solchen Erlaubnis konnte sie sich nur entschließen bei ernstlichen Erkrankungen von Verwandten oder aus einem andern Grunde, der zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen gereichte. Wie sie selber zugab, verliert man bei solchen Besuchen gewöhnlich mehr, als man gewinnt.

Nach diesen Grundsätzen, erstrahlend im Glanze der Tugenden, welche die Gestalt der Seligen von Tag zu Tag anziehender und verehrungswürdiger machten, wurde die kleine Schar der ersten Lehrerinnen herangebildet, die mit Lucia zur Verbreitung und Festigung der Schulen beitrugen

Segen ist der Mühe Preis

Aschgraue Wolken hangen am Himmel, rauh und kalt weht der Herbstwind durch die feuchtnassen Gassen, die Sonne geizt mit ihrem Licht und ihrer Wärme, und ich mache mich auf zum ersten Schulbesuch bei den Anormalen, die später meine Kinder werden sollten. Mit freudig-frohem Herzen, mit einem großen Verlangen, dem hilflosen Schwachen zu helfen, und mit einer immer wachsenden Begeisterung für Erziehung und Pflege Geistesschwacher näherte ich mich der dürftig ausgerüsteten Schulstube. — Ich habe ja viel gehört und gelesen über Jugenderziehung und Heilpädagogik; ich habe sogar dem Unterricht bei verschiedenartigsten Anormalen zusehen und zuhören dürfen, da wird meine erste Praxis eine glänzende werden — und noch dies und das ging durch meinen jungen Kopf.

Vor der Türe hörte ich das unruhige Scharren und Poltern einiger Undisziplinierter, drinnen blicken mir einige scheue, dann neugierige, sogar freche Augen entgegen, hier blagiert einer von wohlgelungenen, boshaften Streichen, dort raufen

sich zwei jähzornige Buben mit den schmutzigen Händen in dem wirren Haar, von da ertönt halblaut ein Gassenhauer, dort zitiert ein blasser Junge eine Reihe grober Fluchwörter — alles das stürmt wie eine Lawine gegen meinen Idealismus auf. Ja, sieht die Wirklichkeit denn so aus? — Noch rauher und kälter als jener neblige Oktobertag war die Stimmung in meinem hoffnungsvollen zukünftigen Wirkungskreis.

Woche für Woche geht vorüber, ich koste die harten Ecken und Kanten der Wirklichkeit. Es sind noch dieselben Kinder und doch nicht dieselben. Langsam verziehen sich die düstern Wolken am Kinderhimmel, da schimmert verstohlen ein Sonnenstrahl durch, dort taucht ein Sternchen auf. Auch in meiner Seele schwindet der schreckhafte Eindruck unseres ersten Zusammenseins, und jeder neue Tag bringt mir mehr Licht und innere Befriedigung. Mehr und mehr wird mir bewußt, daß ich es eben mit einer unglücklichen Jugend zu tun habe, mit armen geistig und moralisch Minderwertigen. Und doch leuchtet durch die schweren Störungen des Schwachsinnigen wie durch das abstoßende Benehmen des Schwererziehbaren die glänzende Perle einer unsterblichen Seele. Sollten wir da nicht alle erdenkliche Sorgfalt und Mühe aufwenden, Hemmendes und Verwirrtes in der Kinderseele zu lösen? Das anormale Kind ist leider gar oft wegen seiner geistigen Rückständigkeit, seiner leichten Reizbarkeit und Unbeständigkeit das Zurückgesetzte und Mißverstandene, lassen wir unsere Liebe diesem Kinde gegenüber immer größer und weiter werden, es fühlt sich sicher und geborgen, dort wo es Interesse und liebendes Verstehen findet.

Jeden Morgen, bevor die Schulglocke läutet, kommt zögernd und mit klopfendem Herzen der kleine Fritz. Er will als erster guten Tag sagen, getraut sich aber keinen Schritt weiter als bis zur Mitte des Schulzimmers. Dort steht er steif und regungslos, seinen trüben Blick auf mich gewendet, bis ich seinen Namen rufe. Dann kommt er im Laufschritt an mein Pult, streckt mir freudestrahlend sein kleines Händchen entgegen und stammelt laut und sicher das mühsam erlernte „Guete Tag". Die Hemmung verschwindet, das Zünglein löst sich und jetzt erzählt er vom Schlafen und vom Essen, bis ich ihm sage: „Du darfsch de y der Pause wyterfahre." Fritzli ist schwachsinnig. Seine Bewegungen sind umständlich und schwerfällig, im allgemeinen aber ist er folgsam, anhänglich und dienstfertig.

Nicht minder arm ist Hans. Er ist das Kind eines elenden Trinkers, und hat als Mutter eine nachlässige, unverständige Trinkerin. Er ist 12 Jahre alt, im Wachstum zurück und geistig steht er auf der Stufe eines hochgradig Schwachsinnigen. Sein liebstes Plätzchen hat er beim Papierkorb oder bei der Kehrichtskiste. Dort kann er stundenlang sitzen und farbige Papierchen oder glänzende Gegenstände heraussuchen, plaudert stillvergnügt mit ihnen, und ist überglücklich mit seinem Besitz. Er ist auch körperlich sehr schwach und wird gerade in dieser Hinsicht büßen müssen für die Sünden, die seine nachlässigen Eltern im Rausche des Alkohols begehen. Sicher hat dieses arme, körperlich und geistig rückständige Kind ein ganz besonderes Anrecht auf liebevolle Aufnahme und eine sorgende mütterliche Führung.

Was diesen apathischen Schwachsinnigen an Lebhaftigkeit mangelt, das besitzt in gesteigertem, oft krankhaftem Grade das nervöse Kind. Karl kommt aus ungünstigen, verwahrlosten Verhältnissen. Wegen seiner Bewegungsunruhe und Zerstreutheit ist eine Beeinflussung sehr schwierig. Er geht freudig und eifrig an die Arbeit, läßt sich aber bald durch allerlei Kleinigkeiten ablenken. Dabei vergißt er sich in hundert andern Beschäftigungen und stört dabei auf boshafte Art und Weise seine schwachen Mitschüler, denen er überlegen ist. Ein solches Kind stellt die Ruhe seiner Vorgesetzten auf eine harte Probe. Gewaltmittel nützen nichts, sie steigern die Nervosität, konsequente, aber liebevolle Zurechtweisungen können vieles erreichen. Die Anerkennung auch ganz bescheidener Leistungen weckt das Lustgefühl im Kind und unterstützt so den Willen zur Arbeit. Das nervöse Kind leidet unter seiner Unruhe und Reizbarkeit. Es wird von seinen Mitschülern wegen seines krankhaften Wesens gemieden. Und doch ist es nicht selber schuld an seinem Zustand; bringen wir ihm Geduld und allesverstehende Liebe entgegen.

Wenn also ein Kind abnorme Erscheinungen aufweist, sei es durch Geistesschwäche oder psychopathische Konstitution, so dürfen wir nicht ohne weiteres bei Schwierigkeiten annehmen, es sei Trägheit oder absichtliche Bosheit, sondern wir sollen die Sache untersuchen und beobachten und dann erst handeln. So wird unsere Arbeit im Dienste der Anormalen Segen bringen. Es ist eine hohe und heilige Aufgabe; sorgen wir dafür, daß viel Licht und Wärme in die umnachtete Seele des Schwachen dringt. Martha Jäggi.

Briefkasten.

Die Schriftleiterin der „Lehrerin" teilt mit, daß sie nicht, wie im Katalog der „Saffa" zu lesen steht, als Mitglied der Jury in der Gruppe Erziehung funktioniert hat. Der Name ist durch ein Mißverständnis in diese hohe Kommission hineingekommen. — Dann richtet sie noch die Bitte an die Besucherinnen der „Saffa", ihre Eindrücke, Ansichten und Urteile in einem Artikel für die „Lehrerin" niederzulegen und für die Oktober-, eventuell November-Nummer einzusenden. Redaktionsschluß für die nächste Nummer: 4. Oktober.

14. Jahrgang Nr. 10 18. Oktober 1928

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: 3. Tagung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Lehrerinnen deutscher Zunge — Plauderei aus Spanien — Wandern.

III. Tagung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Lehrerinnen deutscher Zunge

Sie fand vom 4.—6. August in München statt. Die Vorsitzende, Frl. Schmitz, die Präsidentin des katholischen deutschen Lehrerinnenverbandes aus Berlin, begrüßte die zahlreich versammelten kathol. Leherinnen im Hotel Union mit herzlichen Worten.

Die erste Referentin, Frl. Dr. Angelina Schlösinger, Wien, sprach über die Stellung der katholischen Lehrerin zu sozialen Zeitfragen.

Es wollen sich in diesen Fragen 1. die individualistische, 2. die soziale Richtung durchsetzen.

In der erstern sind die Individuen geistig unabhängig von einander, rein äußerlich, materiell hängen sie zusammen. Jedem wird Sicherheit und Freiheit erzwungen, jeder strebt nach seinem Glück. Sie verlangt gleiche Freiheit für alle,, überall ohne Verantwortlichkeit. Dies ergibt eine Kampfstellung.

2. Theorie. Die Individuen sind nicht unabhängig von der Gesellschaft. Die einzelnen sind Organe der Gesellschaft und von einander abhängig, bilden eine moralische Einheit. Der einzelne stellt seine Rechte den Pflichten gegen andere gegenüber. Es gibt eine Unter- und Ueberordnung. Die Gerechtigkeit bildet die Grundlage. Jeder muß so leben können, wie es ihm gehört. Eines der wichtigsten Probleme, zu welchem die Lehrerin Stellung nehmen muß, ist der Sozialismus. Er ist aus dem Individualismus herausgewachsen. Statt Gerechtigkeit strebt er Stärke der Masse an, materiellen Besitz, nährt den Klassenhaß; eine tiefe Kluft trennt die Menschen der besitzenden und besitzlosen Klasse. Die Familie wird planmäßig zerstört. Die individualistischen Ideen rufen nach Unabhängigkeit des einzelnen. Was folgt daraus? Freiheit der Person, keine innere Bindung, kein Gehorsam der Kinder, Auflösung der Ehe, Recht der Mutter über das keimende Leben, Verrohung der Jugend. Unersetzliche Lebenswerte gehen verloren. Aus der Erfahrung wissen wir, daß ein Kind keine bessere Stätte finden kann als die gute Familie.

Wir wollen in der Schule den Kindern klar machen, welchen Wert für sie die Familie hat. Wir wollen Familiengeist einbürgern. Die Schulklasse soll ein Abbild einer guten Familie sein.. Autorität unerläßlich! Klassengemeinschaft ist Lebensgemeinschaft, nicht nur Arbeitsgemeinschaft. — Eine brennende Frage, besonders in Großstädten ist die Wohnungsfrage. Es müssen für alle menschenwürdige Wohnstätten verlangt werden. Wecken wir in den Mädchen den häuslichen Sinn, Freude für die Hausarbeit, Gartenarbeit etc. Dann tragen wir auch einen Teil bei zur Lösung dieser Frage.

Schenken wir ebenso der Alkoholfrage unsere Aufmerksamkeit. Die Lösung der Arbeiterfrage findet sich im großen Rundschreiben Leos XIII.

Auch die Frauenfrage ist eine Kulturfrage. Der Individualismus verlangt völlige Gleichstellung der Frau mit dem Manne. In der Ehe soll jedes, auch äußere Recht des Mannes fallen. Auch politisch wird gleiches Recht erstrebt. Die christliche Bewegung arbeitet in Gemeinschaft mit der Kirche. Im Geiste des Christentums bilden wir rechte Männlichkeit und echte Weiblichkeit. Freie Bildungsmöglichkeit für die Frau verlangt auch die christliche Bewegung. Sie soll aber die Frau nicht der Familie entziehen. Selbst in der Politik ist die Frau zur Einflußnahme berufen, besonders in der sozialen Politik. Die katholische Frauenbewegung geht aus der organi-

schen Bewegung hervor. Je höher die Wertigkeit des einzelnen, desto höher das Ganze. Die jetzige Zeit ist für die Frauenbewegung günstig, aber auch gefährlich. Zum Schluß kommen wir noch auf die nationale Frage zu sprechen. Wir wollen in die Kinder Liebe zum Volk und zur Heimat einpflanzen. Der Individualismus erkennt keinen innern Zusammenhang: Internationalismus ist nur eine gewisse Verbindung aller Völker, z. B. zur Ausbreitung des Klassenkampfes. Durch die verschiedenen Nationen sind wir eingegliedert in die große Völkergemeinschaft. Die Christkönigsidee umfaßt uns alle. Wir alle sind Glieder am mystischen Leibe Jesu Christi. Im Zusammenschluß liegt die Kraft der Gemeinschaft. Unser kathol. Lehrerinnenverein ist auch eine Gemeinschaft, bedingt durch gleiche Bildung, Beruf, Weltanschauung, Frauentum. Er ist Organisator der Gemeinschaftsarbeit, besonders auch der sozialen Arbeit außerhalb der Schule. Zusammenarbeit in der Frauenfrage, Jugendorganisation, sozialpädagogische Fragen. — Der Individualismus erkennt eine Summe der Gleichen. Unser Standpunkt: Begabung ist Gottesgabe. Wir verlangen die Möglichkeit, sie zu entfalten, weil dann auch die Gemeinschaft gefördert wird. Die individualistische Theorie verlangt Coedukation. — Wir sagen gleichwertige, aber nicht gleichartige Erziehung der Knaben und Mädchen.

Wirklichkeit und endgültige Lösung der sozialen Frage kann nicht erreicht werden. Selbst wenn alle den richtigen Weg finden würden, scheiterte dies an der menschlichen Schwäche. Wir wollen uns aber doch die Arbeitsfreudigkeit und Opferbereitschaft nicht rauben lassen. Der Geist Christi sei unsere stärkste Initiative. R. B.

(Fortsetzung folgt.)

Plauderei aus Spanien

Schulen, Schulverhältnisse, Lehrer und Schulkinder in Spanien pflegen den meisten Leuten sozusagen etwas „spanisch vorzukommen", solange sie eben nur oberflächliche und flüchtige Beobachtungen darüber anstellen. Bei längerem Verweilen und Sichanpassen kommt dann — wie überall anderswo auch — ein gewisses Verstehen dazu. Der Neuling — der anfangs vieles nicht begreift, besonders wenn er der Landessprache noch nicht mächtig ist —, der immer wieder Vergleiche zu ziehen geneigt ist, der gelegentlich und meist zu oft und zu laut kritisiert und schimpft, beruhigt sich nach und nach, indem er vieles begreifen und sich erklären lernt, was er zwar nicht billigt und immer gerne verbessert wissen möchte.

Dies mag in wenig Worten annähernd den Standpunkt für die meisten Einwanderer aus dem Norden in ein Land wie Spanien ausdrücken, wenn dieselben früher oder später an die Einwohner und deren soziale und gewerbliche Einrichtungen herangelangen.

Der Künstler und der Tourist werden, wie immer, das Land von andern Gesichtspunkten aus beurteilen und einschätzen. So haben denn die jetzt so beliebt gewordenen Studienreisen eigentlich nur einen relativen Wert, bieten auch immer nur eine einseitige Gewähr für Kenntnisse über Land und Volk; denn diese Kategorien Reisender (wie auch die Touristen) treffen im betreffenden Erdenwinkel immer nur die angenehme Seite des Daseins im Volksleben an und bringen nur in den allerseltensten Fällen bis zu den Schattenseiten, den kleinen, alltäglichen Mühen und Lasten, woran jede Nation wie jeder Mensch leidet, vor. Dagegen bietet sich dem richtigen Einwanderer, d. h. demjenigen Ankömmling im Lande, der es betritt mit der festen Absicht, darin für immer oder wenigstens für Jahre hinaus durch Gut und Schlecht hindurch auszuhalten, sich den Verhältnissen und Landessitten, wenn immer möglich, anzupassen, von der ersten Stunde an sozusagen ein anderes Bild. Gerade Spanien ist in Beziehung auf Gesagtes ein typisches Beispiel unter den sämtlichen Ländern Europas — dessen nordöstliche Ecke, Rußland, vielleicht ausgenommen.

Spanien ist ein Land, dessen jeweilige Bevölkerung von jeher sozusagen eine einheitliche Religion hatte, wie es archäologische Funde und Ortsnamen überall auf der Halbinsel beweisen. Die Keltiberer und die baskische Urbevölkerung im Norden kannten zum Teil den Druidenkult; die spätern Phönizier brachten die Molochanbetung in ihre Niederlassungen an der levantinischen Küste — der heutigen spanischen Riviera von Barcelona bis Malaga; die Griechen und Römer ihre Staatsreligion und Mythologie. Dann kamen die Westgoten, die anfangs Arianer waren, sich dann aber unter ihren ersten Königen der römisch-katholischen Kirche zuwandten und derselben bis zum Untergange ihres Reiches durch die Schlacht bei Xeres de la Frontera (711) viele Märtyrer und Heilige zuführten. Die fast acht Jahrhunderte der Herrschaft der Araber rotteten den christlichen Glauben auf der ganzen Halbinsel aus, mit Ausnahme von der Provinz Asturias im Norden, von wo denn auch schon früh die sogenannte Reconquista (Wiedereroberung) ausging

unter dem Nationalhelden Pelayo und seinen königlichen Nachfolgern, dem Cid u. a. m.

Seit den Tagen der „katholischen Könige", Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien, hat dann das spanische Staatswesen die katholische, apostolische, römische Kirche als alleinige öffentliche Staatsreligion gelten lassen, trotz aller Stürme und Erschütterungen, die das Schiff Petri auch dort durchzumachen hatte im Laufe der Jahrhunderte. Staat und Kirche arbeiten vereint im Lande und haben meistens die gleichen Interessen am Volksergehen. Der Staat als solcher, also die Verfassung, die Regierung, die Behörden als solche, sie alle bekennen die katholische Religion. Lehrerschaft und Schuljugend Spaniens — um nun auf Schulgebiet zu gelangen — sind demnach in religiöser Stellungnahme in keinerlei Schwierigkeiten verwickelt: es wird katholisch unterrichtet. Die Schule, sei sie nun Privat- oder Staatsschule (Nationalschule genannt), sei sie Unter-, Mittel- oder Hochschule, Fach- oder Kunstschule, Polytechnikum oder Militärakademie, sie alle nehmen in corpore und ex officio regen Anteil am liturgischen Leben der Kirche.

Ausnahmen hiervon machen nur eine kleine Anzahl Ausländerschulen, wie die Gründungen der Alliance française in allen bedeutenden Städten des Landes, die anglo-amerikanischen Institute in den zwei Hauptstädten Madrid und Barcelona, die deutschen Schulen und die Schweizerschule in Barcelona, welche entweder auf protestantischem Boden stehen oder sich religiös indifferent erklären. Dies, soweit der religiöse Standpunkt der Schule in Betracht kommt.

Was nun die pädagogische Seite im spanischen Erziehungs- und Unterrichtswesen anlangt, ist es bedeutend schwerer, sich hierüber so klar und positiv ein Urteil zu bilden. Pädagogik und Methodik scheinen sich noch sehr auf mittelalterlich anmutende Systeme zu stützen, besonders in Internaten. Das spanische Familienleben zieht eben diese Art Erziehung immer noch vor. Man ist dabei die Kinder zum größten Teil des Tages ganz oder teilweise „los"; die Verantwortung für ihre geistige und leibliche Erziehung wird auf erfahrenere Schultern gelegt. Dazu kommt in den aristokratischen und bessern Kreisen die Familien-Tradition für die Mädchen-Erziehung stark in Betracht: Großmama und Mama waren schon Zöglinge jenes Klosters gewesen; warum sollte also das Töchterchen, trotz Tennisspiel und Autolenken, nicht wieder den gleichen Weg gehen? Dort kennt man bereits ihre Familie, ihre Verhältnisse; ja, ihre Veranlagung und ihre Bestimmung werden besser in Erwägung gezogen, als in einem modernen oder ausländischen Hause; dazu kommen noch die freund- und verwandtschaftlichen Beziehungen, die in vielen Fällen vorhanden sind, das gute Resultat, das die Erziehung durch eben diese Institution in Mutter und Großmutter vor einigen Jahrzehnten erzielt hat. Sie, das Töchterchen, lernt ja wissenschaftlich nicht sehr viel und rasch bei den guten Klosterfrauen, und das Wenige, was ihr geboten wird, muß sie sich — o Graus! — noch auf dem veralteten Wege des Vorsagens, selten Vordemonstrierens, und des Auswendiglernens und Heruntersagens erwerben. Individuell wird ihre Intelligenz auch nicht gepflegt, wie das im Privatunterricht möglich ist. Dazu sind zu viele Schülerinnen in einer Klasse, manchmal bis zu 90 für eine Lehrkraft. Es fehlen Lehrkräfte wenigstens an den Mittelschulen. Das ist die Klippe, an der auch die Staatsschule noch vorbei muß, trotzdem an derselben in den letzten zwanzig Jahren schon viele schultechnische Verbesserungen unternommen worden sind. Wenn man sieht, daß in Dorfschulen einer einzigen Lehrkraft bis zu hundert Kinder zugeteilt werden und in Gymnasialklassen 150—200 Studierende vor einem einzigen Katheder sitzen, glaubt man es den spanischen Kollegen leicht wenn sie einem mitteilen, daß seit den vergangenen drei Jahrzehnten der Nation noch über 3000 Nationalschulen fehlen. Dann versteht man auch die erschreckende Anzahl der Analphabeten im Lande, die noch 40 bis 50 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, selbst in der Provinz Katalonien, welche sich sonst in jeder Beziehung als die fortschrittlichste aller spanischen Provinzen zu betrachten pflegt und es auch in vieler Hinsicht ist. Natürlich sind die meisten Analphabeten im Lande Frauen und Mädchen, was logischerweise auf die besondere Art der Erziehung und Lebensweise der Frau zurückzuführen ist. Daß aber von der Buchstabenkenntnis allein weder der Charakter genährt noch das Seelenleben veredelt wird, kann der Kenner Spaniens bald und leicht zugeben, wenn er gerade im Frauentum Spaniens — trotz Analphabetismus — aufrichtig gesagt mehr Echtheit der Weiblichkeit antrifft, als inmitten unserer großartigen und vielgerühmten Zivilisation. — Mädchenerziehung, Lebens- und Denkweise der Frau, Berufsausbildung wären aber Themen, über welche sich tatsächlich noch mehr sagen ließe, als am Schlusse einer allgemeinen Erörterung möglich ist, und sie müssen demnach — „wenn Gott es zugibt," wie eine spanische stehende Redewendung lautet — ein anderes Mal behandelt werden.

H...r.

Wandern

(Von Villa nach Sitten!)

Es ist ein liebes kleines Nestchen, dieses Villa. Eng hocken die tiefbraunen Hüttlein beisammen in einer geschützten Mulde von herrlich grünen Alpweiden. Sie sind von der Sonne so tiefbraun gebrannt, und sie liegen hoch überm Tale, gerade dort, wo die letzten Arven noch zu bestehen vermögen. Und dann weiter oben sind nur noch Alpweiden weit hinauf. Wie lieb ich sie doch — die bunten Teppiche dort oben, übersät mit all den zarten Blumen in ihren intensivsten Farben. — Und wenn man noch 500 Meter über das Dörfchen hinaufklettert — bald schmalen rumpligen Eselweglein entlang — oder dann in herrlicher Luft mitten durch das Grüne schreitet — dann wird einem bald ein seltsames Erlebnis zuteil. — Denk — Edelweiß findest du dort oben — Schneeköniginnen — edle, reine Blumen. — Aber man muß sie verdienen — wie alles Edle auf Erden.

Ja, da oben ist es schön — so rein — so frei alles um uns. Und links und rechts betreuen uns die ewigen Riesen. Wie sie ernst über dem Tal stehen und nach oben zeigen. — Oh, man möchte sich Flügel wünschen und hinüberfliegen, dorthin — wo alles rein und weiß ist. Aber wir müssen ja wieder hinab. Uns des Friedens hier oben zu freuen, haben wir noch nicht verdient. War das Glück nicht schon zu groß, einmal an diesem Kelche nur genippt zu haben? Ja, wir wollen wieder hinab auf die breiten Straßen, die vorerst uns bereitet sind. Und wir wollen lernen, erst dort sicher zu gehen und nach und nach uns höher zu schwingen. Sei getrost, nach und nach erreichst du es auch. Wenn du nur das sichere Ziel nie aus den Augen verlierst — die weißen Felder — mein ich.

So kehren wir denn zurück zu unserm Nestchen, einige Blumen haben wir uns erlaubt hinabzunehmen in den Alltag. Und oft und oft erzählen sie uns vom stillen reinen Glück dort oben auf den Höhen.

Ganz anders als wir, sind auch die Menschen dort oben. Gerade die gleiche Farbe haben sie alle wie ihre Hütten, gerade so sonnverbrannt sind sie — und sie scheuen keine Laune des Wettermachers. Etwas Herbes und Wetterfestes zeigt ihr Antlitz. Sie müßten ja nicht in den Bergen wohnen!

Kannst du dir ein gutmütigeres Bild vorstellen, als so ein Walliserfraueli, das sich gemächlich vom Saumtier zu den obersten Hütten tragen läßt auf die Weid. — Warum soll das Eselein eilen. — Es hat noch lange Zeit, der Tag ist ja so lang. — Das Hasten und Jagen der Städter ist diesen Menschen da oben ganz fremd. — Und man muß einfach selbst ruhig werden — wenn man nur in ihre Augen schaut. — Was denken sie nur, wenn sie so allein durch die Wiesen reiten — träumen tun sie — träumen. Oder kannst du dir denken — daß sie sich um das liebe Geld sorgen — Ach nein. — Traumselig — saumselig schauen sie ins Weite und hinauf in die Höhe — und wenn der Esel stille steht, weil er am Ziele ist — gibt es einen Ruck, die Walliserin hüpft ab, die feste braune wallende Tracht macht eine Verbeugung, das kleine Hütchen auf dem Kopf nickt ganz sachte dazu, und das braune Gesicht träumt immer noch weiter. Es scheint vom Morgen bis zum Abend zu träumen. Warum auch nicht — die Natur tut es ja auch, und unendlich viel Zeit ist ihnen geschenkt dazu. — Es ist wohl auch eine gewisse Kunst dabei — die nur den Berglern erschlossen. —

Wie drollig sind auch die Jüngsten. Schon vom zweiten Jahre an trägt jedes Kind seine Tracht. — Alles, was dazu gehört. Lang ist sie bis auf den Boden — und aus demselben festen — selbstgewobenen Tuch wie die der Alten. Kennst du Knabe und Mädchen voneinander? Nein — es gibt keine kleinen Knaben und Mädchen in Villa — es gibt nur Kinder. Und doch ist ein kleiner Unterschied, aber man muß es erst wissen; denn die einen tragen auf dem Rücken ein kleines rotes Zetzlein angeheftet. Das sind die Knaben. Es sollte eine Kravatte sein. Aber die Walliser sind gescheit, sie hängen die Kravatte den Kindern auf den Rücken aus dem einfachen Grunde, weil sie dort nicht in den Weg kommt und auch weniger beschmutzt wird. — Jedes der Kleinen trägt ein Messer an einer Schnur umgehängt — warum — ja weil der Vater und die Mutter auch eins hat — natürlich. Früh übt sich!

Ja, es lohnt sich wirklich, hier oben am Fuße der Dent Blanche sich einige Tage zu gönnen. Eine ganze neue Welt tat sich uns da auf. Und wenn es nur 3 Tage sind, man kann so manches vom eigenartigen Walten dieser Menschen auch auf sich beziehen, wenn wir schon in der Tiefe des Tales hausen — eben gerade deßwegen sollten wir uns ihre Freiheit dort oben ein wenig zu eigen machen können. —

(Fortsetzung folgt).

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse: Frl. Emilie Freidrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießeren (Kt. St. Gallen)

14. Jahrgang Nr. 11 15. November 1928

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Bericht über die Delegiertenversammlung des Vereins kathol. Lehrerinnen — Plauderei aus Spanien — 3. Tagung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Lehrerinnen deutscher Zunge — Wandern — Vereinsberichte.

Bericht über die Delegiertenversammlung des Vereins katholischer Lehrerinnen

Die Delegiertenversammlung tagte im kathol. Mädchensekundarschulhaus, Hirschengraben, Zürich. An Stelle unserer verehrten Präsidentin, welche gesundheitshalber erst später erscheinen konnte, eröffnete die Vizepräsidentin, Fräulein Gertrud Biroll, die Versammlung. Sie entbietet allen Delegierten herzlichen Willkommgruß und freut sich recht sehr, auch die Vertreterin aus dem Tessin, Fräulein Torriani, Locarno, begrüßen zu dürfen.

Das Protokoll verliest unsere ehemalige Aktuarin, nunmehrige Vizepräsidentin, Fräulein Biroll. Ihre große Arbeit für unsern Verein sei auch an dieser Stelle herzlich verdankt. Sie hat eben eine sehr große Arbeit hinter sich: die Vereinigung der Listen unserer Mitglieder.

Die Revisorin, Fräulein Brodmann, Basel, verliest für die abwesende Kassiererin, Fräulein Bertha Sprecher, die Jahresrechnung. Die Kassarechnung verzeigt einen bedeutenden Rückgang. (Saffa usw.) Es müssen Mittel gesucht werden, um dem Rückgang begegnen zu können.

Die Delegiertenversammlung räumt dem Zentralvorstand das Recht ein, von sich aus über eine Ausgabe im Betrage von zweihundert Franken zu bestimmen. Ebenso wird dem Gesuche unserer sehr tätigen Bibliothekarin, Fräulein Schlumpf, entsprochen, welche für Bücheranschaffungen einen Kredit von 500 Fr. benötigt.

Exerzitien sollen gehalten werden im Frühjahr (liturgische) und zweimal im Herbste (gewöhnliche dreitägige). In Anbetracht der Lage der Kasse beschließt die Delegiertenversammlung, die schon früher angeregte Sammlung zugunsten der Exerzitienkasse nun doch durchzuführen. Die Sektionen werden ein Schreiben erhalten, um genügend orientiert zu sein über die Notwendigkeit der Sammlung. Mögen alle lieben Mitglieder unseres Vereins durchdrungen sein von der großen Bedeutung der Exerzitienfrage, um einerseits nach Möglichkeit beizusteuern, die Kasse leistungsfähig zu machen, anderseits, um die Teilnehmerzahl an den Tagen stiller Einkehr recht bedeutend zu heben. Dann wird sicher vieles erreicht werden können.

Es soll zahlreicher wie bisher von den einzelnen Sektionen die Delegiertenversammlung des kathol. Lehrervereins besucht werden, namentlich von der nächstgelegenen Sektion, es liegt im Interesse einer regen Arbeit für die Erzieheribeale.

Der erste Turnkurs des Vereins kathol. Lehrerinnen, in Menzingen abgehalten, wurde gut besucht und zeigte deutlich, wie notwendig es sei, auch fernerhin solche Kurse zu veranstalten. Die eidgenössische Subventionierung macht Mühe. Die Delegierten sind einverstanden mit dem Vorgehen des Zentralvorstandes und wünschen sehr, die Bemühungen seien erfolgreich.

Die „Saffa“ brachte dem Vereine eine gewaltige Arbeit, große Auslagen, aber auch Ehre und Anerkennung. Allen, welche irgendwie mitgearbeitet haben zum Gelingen, herzlichen Dank von seiten des Vorstandes, auch der Delegierten. Und doch zwingt uns der Stand der Kasse, da und dort eine freundliche Bitte zu äußern. Vielleicht wäre manch eine Ausstellerin bereit, nach dem Vorbilde einiger generöser Mitglieder einen Teil der Kosten selber zu bestreiten.

Zur Sitzung am Nachmittag traf unsere liebe Präsidentin ein und erstattete in ihrer lieben, mütterlichen Art einen Jahresbericht. Es war ein Jahr ruhigen, steten Schaffens: Turnkurs, „Saf-

ka", Exerzitien in Hertenstein und Dußnang. Der Personalbestand zeigt nach der Vereinigung einen leicht erklärlichen Rückgang (1000 Mitglieder). Die einzelnen Sektionen schafften gut, einzelne ausgezeichnet. Die Bibliothek mit prächtigen Werken, günstigen Porti kann besonders empfohlen werden. Der Katalog ist fertiggestellt, kann den Mitgliedern bald zugestellt werden. Die Kranken- und Invaliditätskasse, auch die Hilfskasse für in Not geratene Lehrer und Lehrerinnen werden entsprechend gewürdigt und empfohlen. Unsere Vertreterin für die Hilfskasse ist Frl. Seitz, Lehrerin, Zug. Die Präsidentin bittet alle Sektionen, An- und Abmeldungen, Todesfälle doch immer und bald zu besorgen, ersteres für die Registrierung, letzteres, um den Verstorbenen die Zuwendung des hl. Meßopfers zu sichern. Mit einem herzlichen Dank an die Anwesenden schließt die Zentralpräsidentin die diesjährige Delegiertenversammlung. Es wäre nur noch zu wünschen, daß alle Sektionen ihre Delegierten in genügender Zahl abordnen.

Nach der Arbeit war ein Stündchen frohen Beisammenseins allen eine liebe Erholung. Nachher trennten sich die Wege. Eine schöne Zahl der Delegierten begab sich nach Dußnang in die Exerzitien. Sie verlebten schöne Tage stiller Einkehr und richtiger Erholung. R. R.

Plauderei aus Spanien

II.

Mädchenerziehung in Spanien ist ein Kapitel, das uns katholische Lehrerinnen aus mehr als einem Grunde interessieren darf.

Langsam beginnt man das Kleinkind von ganz andern Gesichtspunkten aus in der Erziehung zu behandeln und führt allmählich auch die modernen Kindergartenmethoden ein: Froebel und Montessori sind jetzt bereits vielgenannte Systeme; immerhin bleiben noch die alten Erziehungsmethoden daneben bestehen: die Mutter oder die Amme betreuen das Kleine, dann kommt es in die Hände einer „niñera" (Kinderfrau) und mit 4—5 Jahren wird es tagsüber in ein Klosterinternat gesteckt. Dort war es aber bis jetzt ziemlich eintönig für die meist lebhaften und geweckten Kleinen. Sie wurden oft sich selbst überlassen, indem man sie einfach in ein fast leeres Zimmer steckte, in welchem sich nur die notwendigen kleinen Strohstühlein befanden, oder man gab ihnen, wenn sie mit größern Kindern zusammen waren, einfach wie diesen, eine Schiefertafel und einen Griffel in die Hand. Damit, und meist ohne direkte Anleitung, muß heute noch in den sogen. armen Klassen der klösterlichen Institute das kleine Mädchen ganze Stunden zubringen, und wird dann — je nach Temperament — entweder apathisch oder ungeberdig. Bei 6, 7, 8 Jahren halten dann die Eltern — wenn die Verhältnisse es gestatten — eine Privatlehrerin. Diese kommt für 1—2 Stunden im Tag, um das Kind in der Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens zu unterrichten. Oft kommt sie auch nur jeden zweiten Tag, sodaß man kaum von „Schulunterricht" sprechen kann. In der Zwischenzeit bleiben die Kinder sich selbst oder den übrigen Familienmitgliedern überlassen. — Dieses Schicksal haben zum Beispiel kleine Mädchen, die zu weit von einer Stadt entfernt wohnen, oder die Kinder der bessern Familien in den Dörfern, die von den Eltern um keinen Preis in die schlecht eingerichtete Dorfschule gesteckt würden. Da kommt dann eben der Dorflehrer oder die Dorflehrerin ins Haus. Später dann — wird dieser spärliche Einzelunterricht etwas verbessert durch den Aufenthalt von 2—3 Jahren in einem Pensionat. — Koedukation gibt es im Prinzip noch keine in Spanien, ausgenommen an den Universitäten und an einigen wenigen „Institutos", das sind die staatlichen klassischen Gymnasien. Dem Jungen, der also auf Schulboden immer vom Mädchen getrennt ist, wird mehr Sorgfalt im Unterricht zugewendet. Der muß, wenn er nicht ganz einfacher Leute Kind ist, schon ganz früh ins Internatleben hinein und verläßt es nicht vor beendetem Obligatorium.

Die Mädchen aus begüterten Familien, besonders in den zwei Hauptstädten des Landes und im hohen Landadel, haben nun allerdings die traditionelle, französisch sprechende „Mademoiselle", oder seit die jetzige Königin englische Sitten eingeführt hat, die „Miß" neben sich, sodaß Spanien eines der wenigen Länder ist, in welchen der „Aussterbeetat" des Typs „Gouvernante" noch nicht so deutlich sichtbar ist, wie bei den führenden Nationen der Erde, wo eben die guten Schulen sie überflüssig zu machen beginnen.

Die Mehrzahl der jungen Mädchen fühlt sich — im Einverständnis mit den Eltern — nach 3—6 Jahren Lernens genügend unterrichtet, um ihren spätern Lebenszwecken dienen zu können. Diese Auffassung ist bemerkenswerterweise fast allen Bevölkerungsklassen eigen. — Das reiche junge Mädchen wird nun die ständige Begleiterin ihrer Mutter, ihrer Tante oder einer verheirateten ältern Schwester. Sie wird mit ihren 14—15 Jahren schon nicht mehr als Kind betrachtet und führt ein viel ruhigeres und ernsteres Leben als dies in unserer Jungmädchenwelt der Fall ist: sogar sozial-caritativ ist sie erst seit dem letzten Jahrzehnt still und schüchtern tätig; „flirten"

kennt sie meist nicht einmal dem Namen nach, und sie ermißt ganz gelassen und kühl ihre Möglichkeiten und Heiratschancen und gibt sich dabei viel weniger Schwärmereien und Luftschlössern hin als ihre Schwestern in nordischen Ländern. — Hier wäre es vielleicht angebracht einer auch in Kollegenkreisen oft anzutreffenden irrigen Ansicht über den spanischen Nationalcharakter entgegenzutreten: der Spanier und die Spanierin sind nicht leidenschaftlich veranlagt, was man so im allgemeinen unter diesem Adjektiv versteht; das ist auch das, was ihn — nebst etlichen andern Eigenschaften — auffallend vom Italiener unterscheidet. Viele Fremde, besonders wir Nordländer, sind überrascht, immer wieder zu konstatieren, wie ruhig und besonnen Vornehm und Gering in diesem Lande an die Sachen und Personen herantritt, wie leidenschaftslos und nicht rachsüchtig sich die Leute hier aus Wortstreitigkeiten zurückziehen, ja in ernsten Fällen und Vorkommnissen, wie bei Attentaten oder Straßenunruhen sich schleunigst in die Häuser entfernen, um sagen zu können, sie hätten nichts von der Sache gehört und gesehen. Da, wo ein Teutone losbrüllt wie ein Berserker, wo ein Italiener meterlange Verwünschungen gegen alles und jeden ausstößt, ja handgreiflich wird, da hat der Spanier nur ein typisches Achselheben und ein Augenbrauenemporziehen, indem er sein oft angewandtes „pacienza" ausspricht.

Das junge Mädchen in ärmlichen Verhältnissen wird mit 12—14 Jahren Dienstmädchen, Landarbeiterin oder Fabriklerin, je nach Neigung oder Gelegenheitsverhältnissen in seinem Wohnort. Aber auch in der Industrie tritt das weibliche Element noch wenig hervor. Gruppierungen wie Berufsvereine, Syndikate, Arbeitergewerkschaften u. a. stecken alle noch in schüchternen Anfängen. Die Spanierin hat in Gemeindeangelegenheiten bereits das aktive Stimmrecht, aber nur wenige im Lande wissen das selbst, und die wenigsten machen wirklich Gebrauch davon. Diese Elite ist meistens unter den öffentlich tätigen Frauen zu suchen, unter den „Studierten", die in den letzten zwanzig Jahren aufgekommen sind, neben der weiblichen Lehrerschaft. Und wie schüchtern und unbehilflich benimmt sich die Spanierin heute noch auf diesen ungewohnten neuen Wegen! Welch ein Abstand zwischen einem zierlich und hübschgekleideten spanischen Mädchen, das seine Kollegien an der Fakultät auch in den größten Städten und an berühmtesten Universitäten fleißig und sehr regelmäßig besucht, und den die Kommerse besuchenden, burschikosen, rauchenden, geldpumpenden oder „flirtenden" Studentinnen der andern Länder!! (Schreiberin dieses Artikels hat das angenehme Betragen der spanischen studierenden Jugend aus nächster Nähe beobachtet, als sie monatelang der Sprache und Literatur zuliebe Kurse an der Fakultät mitmachte, die ausschließlich von Einheimischen besucht waren. Nie hat sie, auch von Seiten der Professoren nicht, eine Miene, eine Bewegung oder ein Wort bemerkt, die sie im geringsten hätten beleidigen können. Wieviel dummstolze Ueberhebung, Ablehnung, Rücksichtslosigkeit, ja Spott, hätte der größere Teil unserer Studierenden beiderlei Geschlechts bereit für eine „alte Jungfer", die noch etwas Neues lernen will.)

Spanien ist eben uraltes Kulturland und kann, lange vor unserer Kulturgeschichte sogar schon Reihen von gelehrten Frauen aufweisen, besonders im „dunklen" Mittelalter und am Hofe eines Karls des Fünften und der spätern Habsburger. — Uebrigens nennt auch das 19. und 20. Jahrhundert in Spanien — wie in jedem Kulturland Europas — bedeutende Frauen, besonders auf literarischem Gebiet. Die spanische Frau ist im Grunde keine „Carmen-Natur". Bizet's Carmen war eine Zigeunerin, und eine solche ist ein wesensfremdes Element im Volke Spaniens, wie anderswo auch, und zwar bis auf den heutigen Tag. — Mag die Spanierin im allgemeinen etwas nachlässiger und meist eine nicht sich ewig abhetzende Hausfrau sei, mag sie in der Mehrzahl des Talentes für häusliche Gemütlichkeit bar sein, sie gibt in den meisten Familien eine gehorsame Tochter, eine gute Schwester, eine treue Gattin und aufopfernde Mutter ab! Nicht weil die katholische Kirche die Ehescheidung nicht zugibt ist Spanien eines der Länder, worin sie am wenigsten vorkommt, sondern weil dort in allen Schichten der Bevölkerung noch eine gesundere Auffassung von Brautstand, Ehe und Familienleben herrscht, als in unsern gegenwärtig sozusagen überzivilisierten Anschauungen. Dies alles ist aber letzten Endes doch der religiösen Grundlage in der Erziehung zu verdanken! H . . . r.

III. Tagung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Lehrerinnen deutscher Zunge

(Schluß.)

Als zweite Referentin sprach Frl. Dr. Maria Müller, Trier, über: Die kathol. Lehrerin und ihre sozialen Aufgaben in der Gegenwart.

Die Aufgabe, der die Lehrerinnen gerecht werden sollen, ist eine sehr schwierige. Sie ist erschwert einerseits durch die Hemmungen, die uns aus dem Zeitgeiste und anderseits aus der

Jugend selbst entgegen treten. Der Materialismus beherrscht unsere Zeit. Er bringt Gottesferne, Kirchenferne. Der Bolschewismus bringt Revolution der modernen Jugend, Auflehnung gegen alles Traditionelle, gegen jegliche Autorität. Es fehlt am Geiste der Bindung. Aus diesen Widerständen erwächst uns viel Leid. Müdigkeit möchte die Schaffensfreude niederdrücken. Und doch wollen wir uns freuen über die herrlichen Möglichkeiten unseres Berufes. Das Zentrum für das Wirken der Lehrerin ist die Schule. Sie steht in Verbindung mit dem Elternhaus und zwar in dreifacher Weise. Sie muß sein: Ergänzung oder Ersatz oder Korrektur des Elternhauses. Wo noch christliche Zucht in einer Familie herrscht und die Eltern ihren Pflichten auch als Erzieher nachkommen können, da verschmilzt die Schule mit derselben zu einem Ganzen. Elternhaus und Schule müssen ineinander aufgehen, gleichsam eine christliche Gemeinschaft bilden. — Heute wird die Schule so ziemlich in den meisten Fällen ein Ersatz fürs Elternhaus sein müssen. Arbeiterkindern aus Wohnungselend und mannigfacher Not heraus muß sie Liebe bieten. Die Kinder bringen niederdrückende Minderwertigkeitsgefühle mit. Diese muß die Schule überwinden helfen, in ihnen das Vertrauen stärken, den Arbeiterstolz wecken und Kraftbewußtsein pflanzen. — Noch schlimmer gestaltet sich die Aufgabe, wenn die Kinder Haß mitbringen gegen alle Autorität, gegen Kirche und Gott. Da müssen wir notwendig eine Korrektur vornehmen. Keine Liebe ist da groß genug. Nur eine Don Bosco-Liebe ist dieser Gegenwartsaufgabe der Schule gewachsen. Lassen wir uns nicht von Ermüdung niederdrücken. Es gehört freilich Leidensmut dazu. Selbst wenn kein Erfolg besteht, wollen wir doch ausharren. —

Unsere Aufgabe beschränkt sich nicht nur auf Familie und Haus. Der Umkreis unserer Pflichten ist nach außen hin gewachsen und nimmt an Tiefe zu. Er erstreckt sich in das Gebiet der Staats- und Volksgemeinschaft. Wir haben eine Kulturaufgabe zu lösen. Wir müssen unsere weibl. Jugend z. Berufsgeiste erziehen. Pflanzen wir in die Mädchen Verantwortungsgeist, Liebe zur Arbeit, Verständnis für qualitative Arbeit. Leiten wir sie zu selbständigem Schaffen an aus eigener Initiative, aus persönlicher Verantwortung. Die Schule muß den Weg bahnen zur eigenen und freien, persönlichen Berufswahl. Die Schülerinnen müssen einsehen, daß die Ausübung des Berufes nicht nur notwendig ist zum Erwerb, als Ersatz für die Ehe. Beruf ist Dienst und verpflichtet. Die Frauenberufe bilden heute einen wesentlichen Faktor in der Volkswirtschaft und Kultur. 75 Prozent des Volksvermögens gehen durch die Hände der Frau. Die Mädchen müssen darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie in der Zukunft verantwortlich sind für das Volksvermögen, ja für das Volksglück. So geht ihnen nach und nach ein Ahnen auf von der großen Aufgabe der Frau im Volksstaate.

Pflanzen wir den Geist richtigen, edlen Frauentums und lassen wir die Schülerinnen dies erfassen durch Nahberührung mit einer edlen Frau. Das katholische Frauentum ist verschieden von jedem andern Frauentum, es baut nicht auf Autonomie auf. Es ist in seinem tiefsten Wesen Dienstbereitschaft, Leidensgesinnung. („Siehe, ich bin eine Magd des Herrn.")

Wenn wir unsere Aufgabe richtig erfassen, dann wissen wir, daß sie nicht abgeschlossen ist mit der Schulbildung. Entlassen wir keine Schülerinnen, ohne ihnen die Hand fürs Leben zu reichen. Auf mannigfache Art können wir noch zu unsern Schützlingen Beziehungen unterhalten, sei es durch regen Briefwechsel, Empfang von Besuchen im eigenen Heim, durch Bildung einer Jugendorganisation, Kongregation etc.

Gerne wird die Lehrerin auch mitarbeiten in Müttervereinen, im kathol. Frauenbund Vorträge halten für Bräute, ja selbst in Jungmännerversammlungen. Ueberall da ist zu finden, wo es gilt, die reifere Jugend zu schützen und im Guten zu bestärken. Darum liegt ihr auch das Problem der Wohlfahrt am Herzen. Sie beweist dies, indem sie hilft bei der Abwehr sozialer Not, in der Unterstützung der Fürsorgerin etc. Es gibt ja Gelegenheit genug, dafür sein Interesse zu bekunden. Durch Uebernahme von Schutzaufsicht, Vormundschaften usw. können wir uns aktiv betätigen an der Wohlfahrtspflege.

Durch die Volkspflege gelangt die Lehrerin zum Verständnis polit. Probleme. Sie muß eine positive Stellung zum Staate einnehmen. Der Staat ist Volksgemeinschaft. Wir stehen heute, um mit Othmar Spann (Wien) zu sprechen, in einer Gegenrenaissance-Bewegung, das ist gleichbedeutend „mit dem Beginn einer vollkommenen innern Umkehr, eines Absterbens des Individualismus zu geistiger Gemeinschaft und damit zur Idee eines aus den tiefsten Tiefen des Geistigen aufsteigenden Willens zum Universalis-

mus." Keine Lehrerin darf verständnislos an der Aufgabe vorbei gehen, die in der Entwicklung eines neuen Volksstaates begründet ist. Sie muß die „Liebe zum neuen Staat auf die Jugend übertragen."

So wächst die soziale Aufgabe der Lehrerin ins Riesengroße. Mit beiden Füßen müssen wir auf dem Boden stehen und doch in den Himmel hinein ragen. Wir müssen unsere Zeit bejahen. Wir können es, wenn wir anerkennen, daß wir unser ganzes Frauentum, Religion und Beruf in eine große Einheit bringen auf der Grundlage der Jungfräulichkeit. Sie ist die Konzentration aller Kraft im Dienste des Höhern.

Sie kann sich auswirken in der mütterlichen Lehrerin, die ganz Hingabe ist und das Harte, Schulmeisterliche in sich ausgemerzt hat, die mit dem Herzen teilnimmt an Freud und Leid aller. Sie bildet eine wahre Gemeindeheimat. Die schwesterliche Lehrerin hat alles Persönliche, Subjektive niedergezwungen, um in hl. Nüchternheit vielen vieles zu sein. Die im Geiste des hl. Franziskus liebende Lehrerin wird all' ihre Liebesfähigkeit in sich sammeln und nicht verkümmern lassen. Wo immer ihre warme und leuchtende Liebe wirkt, wird neues Leben erstehen. Die Lehrerin, welche als Führerin berufen ist, versteht auf die geheimen Kräfte in andern hinzulauschen und initiativ zu wirken, jedoch muß sie ganz demütig geworden sein. Die apostolische Lehrerin erfüllt den Beruf des Laienapostolates. Sie ist durchglüht von der Liebe zu Christus und seiner Kirche. Sie zehrt sich auf im Dienste der Jugend zwischen Rom und Moskau. Eine jede Lehrerin kann also nach ihrer individuellen Art und persönlichen Neigung dem Volksganzen dienen.

Wenn wir übersehen, welche Aufgaben unsere Zeit an die Lehrerin stellt, dann muß man begreifen, daß die kathol. Lehrerinnenbildung auf einer neuen Grundlage aufgebaut werden sollte. Sie muß durchströmt sein vom Geiste der Gemeinschaft und Volksverbundenheit, auf dem Boden der kathol. Frauenbewegung und durchglüht vom hl. Glauben unserer Religion.

An unsere Riesenaufgabe wollen wir mit neuer Freude und Begeisterung herantreten und trotz Spannung zwischen Idee und Wirklichkeit nicht verzagen, sondern dem Rufe der Zeit folgen mit dem Rufe: **cor nostrum paratum est!**

Die Diskussion über diese beiden Referate wurde eifrig benutzt und brachte eine Menge wertvoller Anregungen zu praktischer Betätigung im Sinne der Rednerinnen.

3. Vortrag: Erziehung der kathol. weiblichen Jugend zu Bekennermut, von Frl. Hildegard Mihelic, Fachlehrerin, Wien. Die Rednerin wurde in einem weltlichen Institut erzogen, und von ihren eigenen Erfahrungen ausgehend, sprach sie sich besonders in bezug auf die Internatserziehung über obiges Thema aus. Trotz mancher Vorteile dieser Erziehung (geschlossener, behüteter, der Weltanschauung der Familie entsprechender Kreis) findet die Vortragende, daß dieselbe nicht gerade geeignet sei, Charaktere zu bilden. Die Massenerziehung gleicht oft einer Maschine; die Eigenart des Einzelnen wird zu wenig berücksichtigt. Die Zöglinge finden im Institut keine Gelegenheit, ihre Weltanschauung zu verteidigen, wagen vielleicht kaum, eine eigene Meinung auszusprechen. Das schwierigste Problem dieser Art Erziehung ist sicher die freie Meinungsäußerung der Masse gegenüber.

Die allzu straffe Disziplin lastet oft stark drückend auf den jungen Menschen. Wie soll da Bekennermut aufkommen können? So erzogenen Menschenkindern kann es passieren, daß sie in der Welt draußen, wo sie nicht mehr behütet werden, Schiffbruch leiden, auch in religiöser Beziehung, besonders wenn im Institut eine religiöse Uebersättigung stattgefunden hat.

Internatserziehung soll Vertrauen bei den Kindern erwecken durch liebevolles Eingehen in die Freuden und Leiden der Einzelnen, in Berücksichtigung ihrer Eigenart.

Peinlichste Wahrheitsliebe muß verlangt werden. Jedes soll frei seine eigene Ansicht kundgeben dürfen, ohne eine schroffe Zurechtweisung fürchten zu müssen.

Dem kathol. Internat gebührt der Vorrang. Gebt den Kindern Religionslehrer mit glühendem Herzen und klarem Verstande.

Die anschließende, sehr lebhafte Wechselrede hat die Gründe für und gegen Institutserziehung allseitig beleuchtet. Es wurde besonders der Vorteil der klösterlichen Erziehung hervorgehoben, wenn sie nicht vorsintflutlich eingestellt sei und dem realen Leben nicht fremd gegenüberstehe, was übrigens selten mehr eintreffe, da jetzt die meisten Klosterschulen bestrebt seien, der modernen Strömung gerecht zu werden. Ueberall sei der Erfolg stark von der betreffenden Lehrerin abhängig, besonders von ihrer Klugheit und ihrem Takt den Schülerinnen gegenüber. Persönliche Mißgriffe der einzelnen können immer wieder vorkommen

und dürfen nicht als Schuld der ganzen Schule gebucht oder die Art ihrer Erziehung dafür verantwortlich gemacht werden.

Ferner wurde betont, daß die Institutserziehung den Mädchen den Weg zur Allgemeinheit weisen müsse. Sie dürfen sich beim Verlassen der Anstalt nicht als eine Art höheres Wesen andern gegenüber fühlen.

Frl. Ria Demus, Volksschullehrerin in Tetschen, C. S. R., führte das gleiche Thema in bezug auf die Volksschulpraxis aus, besonders im Hinblick auf die Simultanschule der Tschechoslowakei. Motto: „Wer mich vor den Menschen bekennen wird, den werde auch ich vor meinem himmlischen Vater bekennen."

Ein herrliches Beispiel von Bekennermut geben uns die ersten Christen. Sie bildeten in Wahrheit eine Familie von Brüdern und Schwestern. In der Familie muß auch heute noch der Grund zum Bekennermut gelegt werden; denn alles hat ja in der Familie einen Anfang. In den heutigen Familien aber suchen wir diesen Bekennermut meist vergeblich. Die Mütter müssen erst wieder tief gläubig werden und Freude haben an der Erziehung ihrer Kinder, bevor sie dieses Gut in den Nachwuchs pflanzen können. Man muß die Kinder wieder mehr Selbstüberwindung lehren. Alles läßt sich am besten durch ein gutes Beispiel erhärten. Das kleine Kind hat Freude an der Religion. Ihm fehlt es noch nicht am Bekennermut, wenn sein Verlangen nach Gott gestillt wird. — Beim Uebertritt in die Schule muß die Lehrerin die Erziehung der Mutter fortsetzen, auch die religiöse. Diese ist aber in einer gemischten Schule sehr minim. Die Lehrbücher sind konfessionslos, wenn nicht gar glaubenslos gehalten. Zudem wagt eine junge Lehrerin oft aus Furcht selbst nicht zu bekennen. Aber auch hier muß sie mit dem guten Beispiel vorangehen. Sie muß ihr Leben mit dem Glauben in Einklang bringen. Liebestaten, Opfer helfen ihr zur wirksamen Ausübung ihres Lehramtes an den Kindern auch in religiöser Beziehung.

Eine Hilfe für unsere, zum Teil glaubenslosen Schulen ist die Jugendbewegung. Sie sammelt die Kinder bis zum 14. Lebensjahr. In den Versammlungen der verschiedenen Gruppen finden sie Gleichgesinnte. Sie ringen gemeinsam in gleichen Verhältnissen. Sie beten gemeinsam. Da holen sie Kraft für ihren Glauben. Diese Kinder der Jugendbewegung werden so zu einer Stütze des Glaubens in der Schule, zur Hilfe der kath. Lehrerin, zum Schutzengel für viele.

Auch nach der Schulzeit lassen wir die Kinder nicht aus den Augen. Kommen sie in die Stadt, machen wir sie aufmerksam auf Kongregation und kathol. Arbeiterinnenverein, klären sie auf über Gewerkschaft etc. So weisen wir ihnen den Weg in eine Gemeinschaft, wo sie Kraft holen können zu ihrem Bekennermut.

Die Aussprache nach dem letzten Vortrag brachte wiederum wertvolle Winke zur Förderung des Bekennermutes, ganz besonders über die religiöse Ueberwachung und Einwirkung auf Schulentlassene. Gefordert wurde in erster Linie ein gründlicher, lebenskundlicher Religionsunterricht, der den Kindern die Schönheit und Erhabenheit ihrer Religion nahe bringt, ihnen Stolz einpflanzt, ein Glied der katholischen Kirche zu sein. Kinder-Exerzitien wurden angeregt. In Wien hat man gute Erfahrungen damit gemacht.

Tüchtige Schulung der jungen Leute ist unbedingt nötig. Sie müssen jede ihrer Lagen klug überdenken, und wenn's not tut auch schweigen können, damit sie nicht trotz Bekennermut die Geschlagenen sind. Es soll ihnen, wenn sie genügend vorbereitet, geschult und beschlagen sind, Gelegenheit geboten werden, auch in gegnerischen Versammlungen ihren Glauben zu bekennen.

Das setzt voraus, daß die Lehrerin die Lebensfragen kennt, welche an die Mädchen nach der Schule herantreten, auch den Sozialismus und Kommunismus sowie seine neuesten Schlagwörter. Wir müssen die Mädchen warnen vor den sozialistischen Büchern, ihnen gute Lektüre verschaffen.

Der Sozialismus weiß die Jugend zu packen, er appelliert an ihr Heldentum. Machen wir uns dies zu Nutze, legen wir etwas in sie, das zündet. Greifen wir nicht die Kultur von heute oder gestern auf, sondern die von morgen, im katholischen Sinne natürlich. Lehrerinnen aus schwierigen Verhältnissen können durch eine gemeinsame Aussprache ebenfalls manche Anregung erhalten.

Vor allem gilt es, aus uns selbst wertvolle Menschen zu machen und dann ist uns die Möglichkeit geboten, auch andere dazu zu erziehen.

Die Vorsitzende verdankte alle Arbeit aufs wärmste. Ort und Zeit der nächsten Tagung wird die Geschäftsstelle festsetzen. Wünsche für allfällig zur Behandlung kommende Fragen können dorthin gerichtet werden.

Es nahmen an der diesjährigen Tagung Lehrerinnen aus Oesterreich, Deutschland und aus der Tschechoslowakei teil, sowie eine Anzahl Lehrschwestern aus Tirol, Eger und München.

Wem Gelegenheit geboten war, dieser lehrreichen Tagung beizuwohnen, der ist sicher nicht ohne reichen Genuß geblieben und konnte manche wertvolle Anregung mit nach Hause nehmen. — Einige Stunden gemütlichen Beisammenseins beschlossen die arbeitsreiche Tagung.

„Die Arbeitsgemeinschaft der katholischen Lehrerinnen deutschen Stammes sieht ihr Ziel in der Verteidigung des kathol. Bildungsideals und der Vertiefung des nationalen Gedankens. erstrebt eine gemeinsame Stellungnahme zu Erziehungs- und Unterrichtsfragen mit besonderer Berücksichtigung der Mädchenbildung, pflegt den Gedankenaustausch über die Bestrebungen auf diesem Gebiete in den einzelnen Staaten und will ein Freundschaftsbund der kathol. deutschen Lehrerinnen sein." (Aus: „Die kath. Lehrerin", Organ des kathol. Lehrerinnenvereins Oesterreich.)

Es ist dies eine Vereinigung ohne Zwang und ohne Beiträge. Wer daran teilnimmt, bezahlt an die Kosten der Tagung ein niedrig gehaltenes Eintrittsgeld in der Währung seines Landes. R. B.

Wandern

(Von Villa nach Sitten!) (Schluß.)

Nach drei Tagen haben wir dann wieder Abschied genommen vom braunen Dörfchen, das uns lieb geworden, und von den träumenden Menschen. Wir hatten noch gar vieles vor, meine Freundin und ich — bevor 10 Tage um waren. So machten wir uns denn auf am frühen Morgen; mit dem gepackten Rucksack angehängt ging's bergab durch ein kleines holpriges Weglein. Aber oft konnten wir kaum mehr ein Weglein erkennen — dann hüpften wir einfach hinab über Felsen und kleine Rieselbächlein, die lustig aufspritzten in der klaren Morgenfrühe. So gings hinab von den Weiden ins Val d'Hérens auf die Straße, die nach Evolena führt. Bis Sitten wollten wir heute noch wandern, das ganze Tal entlang. Man rechnet 7—8 Stunden und eigentlich immer auf der Autostraße. — Du fragst dich, ob es denn ein Vergnügen sei, so lange Landstraße zu trampen. — Oh ja, es ist auch schön — sogar ein Hochgenuß, man muß es nur gut einrichten. — Natürlich haben wir den Schatten des Morgens reichlich ausgenützt. Und 4 Stunden sind wir an einer Tour tapfer marschiert. Und mühlos und leicht war's vorwärts gegangen. Natürlich der Sonne entgegen! Und bald hatten wir die Freude, Frau Sonne persönlich zu grüßen. Da wo ihre Strahlen schon die ganze tiefe Talsohle mit Licht und Wärme erfüllten. So hatten wir denn die Hälfte der Route hinter uns — und es war 9 Uhr. Darüber freuten wir uns herzlich. Und wir fanden, eine kleine Ruhepause nun doch verdient zu haben. — Hungrig waren wir zwar gar nicht, aber ein paar saure Aepfelschnitze klaubten wir dennoch aus unseren Säcken, und die schmeckten ganz außerordentlich gut.

Nun, unser Stündlein Schattenhalb war vorbei; und jetzt war unser Weg ein Sonnenweg. Und wahrlich, die Sonne meinte es reichlich gut mit uns. Wie das braunte auf Nacken und Arme! Wenn wir nicht tief unter uns den Bach hätten schäumen und lustig sprudeln sehen, ich glaube, wir hätten verschmachten müssen. Und auch der Bach war es in der Tiefe, der uns sein herrliches, uraltes Lied sang, und damit gingen wir im Takt, bald ebenso fröhlich singend — und bald plaudernd — bald still sinnend. Und dann und wann mußten wir wieder stille stehen, um all das Schöne zu beschauen rings um uns her. — Aber schon nach einer Stunde waren wir froh — uns wieder in den Schatten einer Hecke verkriechen zu können, wo wir uns in erster Linie zu einem erquikenden Schläfchen zurecht legten.

Warum sollten wir's nicht auch einmal gemächlich nehmen, wie die Bergler in ihren Nestchen oben. Es tut einem ja wohl, einmal alles ganz zu vergessen, was unten im Staube des Alltags geschieht. Und heute wollten wir, ohne Gewissensbisse zu kriegen, einmal ein wenig Vagabundenleben auskosten. Wir hielten uns nur an den einen festen Punkt, bis am andern Tag um 10 Uhr morgens in Sitten auf dem Bahnhof zu sein, damit wir am selben Tage noch ins Lötschental hinauf kamen. Nun geschlafen haben wir dann schon noch in der Nacht, wir hättens auch auf freier Erde getan, wenn uns der Zufall nicht zu einem Heuhüttlein geführt hätte. Und ich will's euch verraten, daß es sich herrlich schläft im duftigen Heu. — Zwischen hinein gab's noch etliche Intermezzi. Unter anderm begegneten wir auch einem kleinen Brünnlein am Weg. Auf der Stelle lagen Rucksack, Schuhe und Strümpfe am Boden — und Füße und Hände genossen ein herrlich kühles Bad. Und auch die kurze Rast am Brünnlein ist zur Stunde geworden — wie die Mittagsrast zu drei schönen Stunden, die nie zu vergessen sind. Försterliteratur hatten wir uns als Dessert zum kurzen Mittagsimbiß vorbehalten. Du glaubst nicht, wie klar dir alles ist, in solcher Umgebung aufgenommen. Nichts reizt dich — nichts stört dich — und alles kannst du ruhig überdenken. Dann ist es wie in einem großen, stillen Dom, wo alle Kreaturen anbetend, in Gott versunken knien. — Oh wandern, wandern auf Gottes schöner Erde! — Paart euch zusammen, ihr jungen Kolleginnen, geht zu zweien, zu dreien oder vieren. Ehrt eure jugendlichen, kräftigen Glie-

der und mehrt die Kraft in euch, stärkt eure Lungen in reiner Höhenluft. Dürfen wir nur an das Aeußere denken? Nein — zuletzt ist die Stärkung an Seele und Gemüt die größte. Jedesmal in den Ferien eine Woche wandern. Du glaubst nicht, was das vermag an dir zu heilen.

Scheust du die Auslagen? — Ach, es ist lächerlich. Willst du denn Ferien, um wieder einmal ein Schlemmerleben zu führen. Sparst du auf diese Tage, um dann mit allen Delikatessen der Welt Bekanntschaft zu schließen. Nein, laß das ruhig bei Seite. Pack einen Sack voll Dörrobst ein. Kauf dir unterwegs dein Brot. Ueberall wachsen Früchte — und überall fließt uns klares Wasser. Ueberall findest du, wenn nicht ein flaumiges Bett, so doch ein Bauernhaus mit einem Heustöcklein auf der Diele. Einfach mußt du leben und kannst es auch. Was scheren wir uns an solch herrlichen Tagen um einen gezierten Lunch im großartigen Hotel, und um ein noch viel steiferes Diner. — Wir Lehrerinnen sind ja immer schrecklich reich am Letzten. Nimm jedesmal vom Großen ein ganz Kleines, und versorg dies Kleine ganz still vergnügt im Reisekäßlein. Rücken die Ferien an, so machst du Kassasturz. Und du bist erstaunt, welch eine großartige Woche Wandern du dir mit deinem Ersparten leisten kannst. Aber anständig mußt du dabei leben —ganz anständig und auch gar nicht ein kleines bißchen geziert. Das will etwas heißen und du mußt darüber nachdenken. Denn anständig leben, in allen Beziehungen, das haben so viele Menschen verlernt. — Vielleicht erzählst du mir später auch einmal von einer Woche freudigem Wandern. M. R.

Vereinsberichte

Die Sektion „St. Katharina"-Rheintal benützte auch diese Herbstferien wieder, um ihren Mitgliedern Gelegenheit zu bieten, sich beruflich weiterzubilden. Der im Frühjahr begonnene Hauswirtschaftskurs für Lehrerinnen unter der tüchtigen Leitung von Frl. Marie Falk, Hauswirtschaftslehrerin von Weesen, wurde am 1. Oktober fortgesetzt und mit dem 15. Oktober beendet. In freudiger Zusammenarbeit wurden die verschiedenen Stoffgebiete: Kochen, Backen, Einmachen, Stoffkunde und Besorgung der Räume des Hauses in Theorie und Praxis nach Möglichkeit durchgenommen. So waren die Teilnehmerinnen reich belohnt für das Opfer des Ferienverzichtes in dem Bewußtsein, etwas Gediegenes gelernt zu haben zum Besten ihrer Wirksamkeit an den Fortbildungsschulen der verschiedenen Gemeinden und zum eigenen Nutzen in der Führung des Haushaltes. Die aufrichtig herzliche Kollegialität und die allzeit frohe Stimmung, sowie die stets sich gleichbleibende, hilfsbereite Gesinnung machten den Kurs zu einem freudigen, schönen Erlebnis. Den Initianten des Kurses gebührt der warme Dank der Sektion. M. C. W.

Wallis. Gastfreundlich wie immer öffneten sich am 27. September die Tore von St. Ursula seinen ehemaligen Schülerinnen. Die Lehrerinnen des Oberwallis waren es, die am heutigen Tage ihre Jahresversammlung abhielten. War das ein freudiges Wiedersehen, ein frohes Begrüßen, ein herzliches Händedrücken! Doch gleich ging man zu ernstem Arbeiten nach dem Grundsatz: „Zuerst das Notwendige und Nützliche, dann erst das Angenehme."

Durch herzliche Begrüßungsworte von seiten unserer Vereinspräsidentin, Frl. Amalie Zen Ruffinen, wurde die Versammlung eröffnet. Unter der kundigen Leitung von Hochw. Herrn Domh. Eggs wickelten sich die Verhandlungen rasch ab. Als erstes Traktandum wurde das Protokoll verlesen. Die Sekretärin unseres Vereins, Frl. Karol. Jossen, entrollte vor unserm Geistesauge ein Bild des verflossenen Vereinsjahres. Gesunder Humor reizte manchmal unsere Lachmuskeln. — Herr Dr. Jos. von Kalbermatten gab uns in seinem Referate: „Schule und Hygiene" sehr viele praktische Winke über Körperhaltung der Kinder, Lüftung, Heizung, Reinigung und Einrichtung des Schulzimmers usw. In wohldurchdachtem, formvollendeten Vortrag sprach Hochw. Herr Siegen, Prior, über das Thema: „Mutter und Kind in der Heiligen Schrift." Der Redner zeigte uns, wie in der Heiligen Schrift 1. Sehnsucht nach dem Kind, 2. Freude am Kind und 3. Segen des Kindes zum Ausdruck gelangen und in welch erschreckendem Gegensatz die heutige moderne Welt lebt und handelt. — „Reife Früchte?" Sind es vielleicht Früchte, wie sie der Herbst uns bietet? Frl. Lehrerin Marie Schlumpf gibt uns Antwort. Frl. Schlumpf führt uns im Geiste in die Bibliothek des Schweizerischen katholischen Lehrerinnenvereins und zeigt uns die einzelnen Abteilungen derselben, läßt uns sogar schon die Früchte einer Lesung aus solchen Büchern kosten, lädt uns endlich ein, von diesen herrlichen Früchten zu pflücken und zu genießen, welcher Einladung wir mit Freuden folgen werden. — Es wurde noch die Jahresrechnung verlesen, verschiedene Anregungen gemacht und Beschlüsse gefaßt. Zum Schluß fanden die Wahlen statt. Fast einstimmig wurde das bisherige Komitee wiedergewählt.

Beim Mittagessen versammelten wir uns zu gemütlichem Zusammensein. Schulerlebnisse wurden erzählt: Liebes und Leides. Wo sonst findet man dieses Verstehen und Mitfühlen als unter lieben Kolleginnen? Leider nur zu bald schlug die Trennungsstunde, die uns nach allen Seiten zerstreute. In dem Bewußtsein, einen arbeitsreichen Tag in den Dienst unseres schönen Berufes gestellt zu haben, mit einem herzlichen Vergelt's Gott allen, die zur Verschönerung dieses Tages beigetragen haben, ziehen sie, die Jugendbildnerinnen, heim zur Arbeit in ihrem idealen Beruf. Glück auf! im kommenden Schuljahre und: Auf Wiedersehen! L.

14. Jahrgang Nr. 12 13. Dezember 1928

Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Hadwig von Arx, Lehrerin, Solothurn

Inhalt: Plauderei aus Spanien — Ein Weihnachtsabend.

Plauderei aus Spanien

(Schluß.)

Reisebilder von Städten und Landschaften, Beschreibungen der Architektur- und Kunstschönheiten des Landes haben wohl in diesen Spalten nicht viel Sinn, denn die werten Kolleginnen können das alles, von kundigeren und berufeneren Federn verfaßt, in jedem einschlägigen Werke über die iberische Halbinsel antreffen und nachlesen. Die besten Werke hierüber stammen ohnehin von deutschen Verfassern oder sind bereits aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt worden, wie auch die alte und neue Literatur Spaniens und der ihm sprachlich verwandten Tochterländer in den ehemaligen Kolonien immer mehr in unserem deutschen Sprachgebiet in ausgezeichneten Uebersetzungen bekannt wird. — Es ist unglaublich, wie wenig sich eigentlich Frankreich um seinen südlichen Nachbarn bekümmert in diesen Sachen. In den zwei Jahrhunderten und mehr, seitdem Ludwig XIV. von Frankreich sein berühmtes Wort: „Es gibt keine Pyrenäen mehr“, im spanischen Erbfolgekrieg aussprach, hat Frankreich, außer auf politischem Gebiet, sozusagen kein dauerndes und großes Interesse an irgendwelchen kulturellen Beziehungen zu Spanien aufgebracht. Daran mag ja allerdings zum Teil auch die abwehrende Haltung der verschiedenen Bevölkerungsklassen in Spanien schuld sein, welche die Zeit der napoleonischen Unterdrückung und den Unabhängigkeitskrieg noch nicht vergessen haben. — England seinerseits pflegt mit Spanien fast ausschließlich nur Handelsbeziehungen. Wissenschaftlich ist Deutschland maßgebend, und künstlerisch und literarisch hat diese abgeschlossene Nation — weil von jeher hochbegabt — keinen Einfluß und keine Anlehnung notwendig.

Ebenso verhält es sich mit den weltlichen und kirchlichen Festlichkeiten das Jahr hindurch. In diesen Einrichtungen ist Spanien wiederum eines der typischen Länder Europas. Seine Volksbelustigungen sind national gehalten, auch traditioneller und landschaftlich einheitlicher als bei uns und im übrigen Mitteleuropa, wo schon im hintersten Dorf der kleinste Bauernbursche den Jargon der angelsächsischen Sportspiele anwendet.

Nein! Im Lande „der rauschenden Ebrokastanienbäume und der rötlich blühenden Mandelbäume“ haben die Menschen ihre althergebrachten Volkssitten noch nicht abgelegt und feiern noch ihre sinnvollen Belustigungen wie zur Zeit ihrer Vorväter, getreu im Jahresring: im Frühjahr, wenn an der ganzen spanischen Riviera (von Barcelona bis Malaga) die Luft balsamisch von den Orangen- und Mandarinenblüten duftet, dann feiern sie fröhlich Ostern. Jung und alt aus Stadt und Land zieht hinaus, mit Eßvorrat versehen, in welchem die in eine Art Brotgebäck eingesteckten, aber kaum gefärbten Ostereier eine Rolle spielen; man lagert sich unter die rauschenden, stolzen Pinien, oder inmitten der Orangenpflanzung und nimmt unter munterem Plaudern und harmlosem Necken das „Merienda“-Vesperbrot ein. Nachdem auch die „Mona“ (obiges Gebäck) verzehrt ist, wobei sich handfestere Leute gegenseitig die harten Eier an der Stirn zerschlagen, wird beim Klang der „Kastagnetten“ und einer Mund- oder Handharmonika ein alter Reigentanz, die „Tarara“ singend, aufgeführt, worauf noch einige Rundtänze auf dem Felde oder dem Platz vor dem Hause folgen, nach denen man sich dann, ohne zuviel Lärm, nach Hause zum Abendbrot begibt.

Immer noch ist der Volkstanz im Volksleben Spaniens etwas durchaus Eigenes, Ursprüngliches, mit der Rasse eng verwachsen und für Fremde unerlernbar und unverständlich. Er hat mit dem ero-

tischen Selbstzweck oder der erotischen Wirkung, wie sie unsere Tänze heute nur noch kennen, nichts gemein. Er ist Volkskunst, wie es die wunderschönen Mantillas, die prächtigen Chales und die zierlichen Fächer sind, deren Arbeit seit Jahrhunderten auf der Halbinsel heimisch ist. Jede Landschaft hat ihre eigenen Volkstänze, die von großer Verschiedenheit untereinander sind. In Aragonien ist die „Jota" zuhaus und ebenso in Valencia. In Galizien bläst der Dudelsack die „Mungeira". Der katalonische Nationaltanz mit Gesang der verschiedenen Gruppen ist die „Sardana". Was man aber im Ausland allgemein unter spanischen Tänzen versteht, sind die andalusischen: die „Sevillanas", der „Bolero" und der „Fandango", und ihre Abarten die „Malagnenas" und die „Seguidillas."

Ein anderes Kapitel, das auch die spanische Rassneigenart genügend dartun könnte, wären die bei hoch und niedrig, frommgläubig und ungläubig gleich beliebten und von ihnen allen immer besuchten Schauspiele der Stierkämpfe. Doch auch darüber ist eine ganz bedeutende Literatur vorhanden, worin heutzutage die größten Geister des Landes und auch Ausländer ihre Urteile und ihre „Dafür" und „Dawider" bekannt geben. Dazu kommen noch die unzähligen Beschreibungen, die man in jeder in Spanien spielenden Erzählung antrifft, und die zahllosen Filmstücke, in der „Arena" selbst aufgenommen, sodaß so ziemlich jedermann im Stande ist, sich ein Urteil darüber zu bilden, wenn auch meistens ohne die althistorische Begründung der Spiele auch nur zu ahnen.

Weniger bekannt und doch ebenso bemerkenswert und eigenartig sind die Abhaltungen der großen kirchlichen Feste, weil ihnen parallel außerhalb des Gotteshauses so viele bei uns unbekannte Gebräuche herrschen. Da sind vor allem die zahlreichen Prozessionen, die alles, Staat, Militär, Schulen, in Bewegung setzen. Nicht nur die großen Fronleichnamsprozessionen, die in jeder Landschaft ihr besonderes Gepräge haben, finden statt, sondern vor allem auch die hl. Karwoche kennt die sogenannten „Heilig-Begräbnis"- und noch andere unendlich langdauernde Prozessionen, an denen die ganze Bevölkerung, alle Orden, Bruderschaften und Kongregationen, alle öffentlichen Körperschaften, alle politischen Genossenschaften, alle Staats- und Privatschulen teilnehmen und an denen, in einer kleinern Ortschaft zum Beispiel, die Zuschauer, also die Nichtteilnehmer, tatsächlich die Minderheit ausmachen. Es gibt auch Prozessionen, bei welchen nur Männer das Gefolge ausmachen, die Frauenwelt also nur die immer sehr ehrerbietige Zuschauerschaft bildet, und solche werden oft durch mehrere Tausende Teilnehmer gebildet und wandern stundenlang mit brennenden Kerzen durch die schöngeschmückten Straßen. Dies ist oft an Muttergottesfesten der Fall, an welchen besonders der echt ritterliche Sinn des echten Spaniers zum Vorschein kommt. Ueber „Unsere liebe Frau" läßt ein Spanier, sei er Graf oder Straßenarbeiter, nichts kommen, die Ehre der Gottesmutter gilt ihm so hoch und höher als seine Mannesehre, ja sie siegt in 98 auf 100 Fälle immer noch über seine politischen Meinungen und Gefühle. Als vor wenigen Jahren ein sozialistischer Anhänger des kürzlich verstorbenen bekannten Schriftstellers Blazco Ibannez bei Wahlkämpfen in Valencia schmähend und spottend auf öffentlichem Platze meinte, er werde mehr Stimmen als die Patronin von Valencia, die „Mutter der Hilfsbedürftigen" erhalten und mit etwa 30,000 Stimmen rechnete, da empörte dieser Angriff die glaubensärmsten Sozialisten selbst so sehr, daß ihr Führer am nächsten Tage nur noch 30 Stimmen für sich hatte! —

Die berühmtesten Karwochenfeierlichkeiten finden in Sevilla und Murcia statt, wo Ströme von Zuschauern aus dem In- und Auslande sich eigens ihretwegen dorthin begeben. Die Prozessionen beginnen beim Dunkelwerden, und es werden von 20 bis 40 Männern der Bruderschaften auf tragbaren Bühnen die sogenannten „Pasos", d. h. Schritte unseres Herrn, herumgetragen; das sind die hl. Stationen in lebensgroßen, angekleideten Holzfiguren, die von außerordentlicher lebensvoller Schönheit sind und in der Kunstgeschichte der plastischen Holzmalerei einen der ersten Plätze einnehmen. Dabei werden von Vorsängern und Chor altehrwürdige Gesänge vorgetragen, die die größten spanischen Klassiker verfaßt haben.

Außer Ostern und Fronleichnam werden meist auch noch in jeder Kirchgemeinde die, auf den Namenstag des Schutzpatrons fallenden Kirchweihfeste, die sogen. „Romerias", was auch Wallfahrt, und „verbenas", was Abendfest heißt, durch Prozessionen und Schmücken der Häuser gefeiert. Der Spanier ist weniger Vereinsmensch als die nördlicheren Einwohner des „Miethauses Europa". Dafür spielt sich aber bei ihm, dem meridionalen Menschen, das häusliche Leben mehr in der Oeffentlichkeit ab, wobei gewiß, trotz Monarchie, der Klassenunterschied mehr verwischt wird, und er im Grund der größere Demokrat ist, als die Republikaner unserer alten und neuen Staatsformen.

Bemerkenswert ist, daß Weihnachten, unser lieblichstes Fest, beinahe lautlos am Volksleben vorübergeht. Von unserem Gedränge in den Straßen und Kaufläden, unsern fieberhaften Vorbereitungen, unsern lauschigen Heimlichkeiten im Haushalte, von der selig lächelnden Erwartung des Christkindleins unserer Kinderwelt spürt man in diesem Lande sozusagen nichts in der Adventszeit.

Wohl durchreiten Beamte des geistlichen Gerichts in historischen Trachten am ersten Adventssonntage die Straßen Madrids und verlesen auf den großen Plätzen die „Kreuzzugsbulle", die den Spaniern Ablässe gewährt, wohl geht alles in der Heiligen Nacht in die Mitternachtsmesse, „la misa del gallo" (des Hahnenschreis gemeint); aber feiertägliche Ruhe von der Arbeit, festtäglicher Jubel im Hause, geschmückter Tisch und brennender Christbaum mit dem herzigen Kripplein und dem Gabentisch dabei, eine alles umfassende innere und äußere Freude finden sich an diesem Tage nur in den landesfremden Heimen der ansässigen Ausländer. Unsere Weihnachten kennt Spanien noch nicht. Dieses Fest ist ihm vorerst ausschließlich eine liturgische Feier— die Krippen in den Kirchen sind meist sehr gut aufgebaut, und es wird auch davor eifrig gebetet. Aber als Kinderfest, als Familienfest, als Volksfest ist es den Spaniern ungewohnt und zum mindesten fremdartig. Von einem zweiten Weihnachtsfeiertag ist nicht die Rede, und auch das bürgerliche Neujahr löst keinen Festtaumel aus. Spaßhaft ist, daß am Familien- und Gasthaustisch am Silvestertag gegen Mitternacht eine stattliche Mahlzeit abgehalten wird, wobei, während den zwölf bedeutungsvollen Glokkenschlägen das Licht verlöscht wird und jeder Essende von einem bereit gestellten Teller mit jedem Schlag je eine Beere von einer frischen Traube in den Mund zu stecken und zu verschlucken hat. Gelingt ihm das, so soll der „Glückliche" während keinem der zwölf Monate des neuen Jahres des nötigen „Kleingeldes" zum Leben ermangeln.

Die reizenden Kleinchen, die altklugen Kindergartenleutchen, die sich tummelnde Schuljugend, sie alle kommen aber doch noch auf ihre Rechnung! Denn für sie fahren — zwischen Weihnachten und Neujahr — in großartig geputzten Kutschen und dementsprechenden Kostümen die Drei Weisen aus dem Morgenlande durch die Straßen, wo sie von Jung und Alt begrüßt und umjubelt werden. In den wohlhabenden Quartieren und an den Eingängen zu den Stadtgärten und Vergnügungsetablissements aber stehen riesige Mohrenfiguren mit Tonnen, in die jeder Vorbeigehende den Obulus für die Bescherung der armen Kinder wirft. Dreikönige ist das Kinderfest in Spanien! Da geht es zuhause so geheimnisvoll zu, man schreibt den Königen Briefe mit Geschenkwünschen und Versprechen für gutes Betragen im neuen Jahr, man bittet sie, ja vorzusprechen. Frägt man so einen niedlichen Knirps, oder eine altkluge Sechsjährige, ja bis hinaus in die Gymnasiastenreihen, woher sie dieses hübsche Spielzeug, jenes lehrreiche Spiel, dieses schöne Buch haben, so erhält man mit leuchtenden Blicken und fröhlich lächelndem Munde die rasche Antwort: O, das haben mir die Könige gebracht!

Möge sich also auch dieses Jahr jedes Kinderherz diesseits und jenseits der Pyrenäen, in Nord und Süd, der hehren Weihnachtszeit erfreuen und sich im kommenden Jahr und vielen nachfolgenden zur schönen Menschenblüte in Gottes Erdengarten entfalten! — H . . . r.

Ein Weihnachtsabend

Es war in einem alten, malerischen Städtchen der Schweiz, wo sich das, was ich erzählen will, zutrug.

Weihnachtsabend. Es schneit in dichten Flokken. Um vier Uhr dunkelt es. Da und dort erhellen sich die Stuben. Dunkle Gestalten huschen heimwärts, mit Paketen beladen für ihre Lieben. Es ist ja Weihnachtsabend heute, die hellste Nacht auf Erden, das Fest der Liebe. Und alle Menschen freuen sich. Alle? — In einem dunklen, baufälligen Hause unter dem Dachstuhle, da freuen sie sich kaum. Da wohnt eine arme Mutter mit ihren zwei Kindern. Sie haben noch kein Licht. Die Frau sitzt am Fenster, das zweijährige Linchen auf ihrem Schoß. Sie schauen hinaus in die wirbelnden Flocken, über die weißen Dächer, auf die hellen Fenster. Das Kleine plaudert so froh vom Christkind und meint:

„Mutti, jetzt kommt das Christkind sicher bald zu uns, sieh, dort unten ist es schon ganz hell. Es bringt gewiß einen Christbaum und viele schöne Sachen und macht unser Trudchen wieder gesund."

Die Weihnachtsglocken singen über die Stadt, — das Kindlein plaudert, seine Augen strahlen, es fühlt die Kälte nicht, empfindet kaum den Hunger, — heute kommt ja das Christkind. — Die Mutter wischt heimlich die Tränen von ihren allzu früh verblühten Wangen. Ihr Herz krampft sich zusammen bei dem lieblichen Kindergeplauder. Auch sie hat geglaubt an das Christkind, auch sie hat gehofft, — aber wie weit kam sie mit ihrer Hoffnung? Und soll sie nun auch dieses ihr Kind, ihren Liebling, seiner frohen Christkindhoffnung berauben? Soll sie ihm sagen, daß der letzte Rappen zum Hausbesitzer wanderte, um den rückständigen Mietzins zu bezahlen? Soll sie ihm sagen, daß heute, am Weihnachtsabend, das Christkind nicht zu ihm und dem stillen kranken Trudchen kommen könne, nur weil sie arm seien? Und sie hatte die Kinder doch selber gelehrt, daß das Christkind die

armen Kinder vor allem liebe. Soll sie ihnen nun sagen, sie seien von Gott und Menschen verlassen? — Die Weihnachtsglocken singen über die Stadt, Linchen ist entschlummert am Herzen der Mutter. Da legt sie es sanft auf sein armes Bettchen hin und sucht in der Küche nach Holz, um den Kindern am Weihnachtsabend doch eine warme Stube zu bereiten. Da dringt der leise Ruf: „Mutti!" an ihr Ohr. Sie kommt herein, eine Lampe in der Hand. Ihr gedämpfter Schein fällt auf ein blasses, engelschönes Kind mit großen, fragenden Augen. Es ist das kranke Trudchen. So still und sanft lieg. es da auf seinem Schmerzenslager, ohne Klage, ohne Bitte, nur den süßen Namen „Mutti" zu jeder Stunde auf den Lippen. Die Mutter sitzt auf den Bettrand zu ihrem erstgeborenen Kinde.

„Mut.i, hast wieder geweint, — nicht weinen, Mutti. Ich weiß, das Christkind kommt zu uns und bringt dir Arbei. und dem Linchen schöne Sachen und" — ganz leise flüstert es Trudchen in Mutters Ohr — „und holt mich heim in den schönen Himmel. — Nicht weinen, Mutti, ich schaue dann immer auf euch herab und bitte den lieben Gott, daß er euch helfen solle. — Nicht weinen, liebes, liebes Mutti, — ich freue mich ja auf den Himmel. Dann sehe ich unsern lieben Vater und erzähle ihm, daß nun Linchen schon viel gewachsen sei, seit er von uns gegangen, und daß es jetzt auch plaudern könne und daß Mutti viel weine." — — Leise schluchzend birgt die Mutter das Gesicht in den Händen. Vor diesem Kinde wird ihr Herz immer wieder weich und gut, wenn es sich auch oft in wildem Schmerze aufbäumte. Es ist still geworden in der Stube. Trudchen flüstert nur hie und da „Mutti", und streicht über ihre müde Hand.

Drüben über der Straße in dem Herrenhaus, wo die vielen frohen glücklichen Kinder einer Hoteliersfamilie wohnen, ist alles strahlend erleuchtet. Die Kerzen brennen, der Tannenbaum duftet und die jubelnde Kinderschar sucht ihre Christgeschenke. Das Elternpaar steht mit feuchtschimmernden Augen unter dem Weihnachtsbaum. Wie der erste Jubel verrauscht ist, sagt die gute Mama zu ihren Kindern: „Kinder, jetzt wollen wir aber jemand Armem eine große Freude bereiten." Und das Dorli ruft über alle hinaus: „Dem kranken Trudchen, gelt Mama!" Alle sind voll Begeisterung. Jedes trägt von seinen schönen Sachen etwas herbei. Die Köchin erhält den Befehl, zwei große Körbe voll Eßwaren einzupacken und Mama hat schon alte Kleider in Schachteln verpackt. Nun wird beraten, wer denn das Christkind sein wird. Man stimmt für das kleine Leneli. Die andern sollen Engel sein, die es bedienen. Im Nu verwandeln sich die glücklichen Kinder in weiße Engel; Leneli mit seinen Sternaugen und den braunen Locken ist das lieblichste Christkind, das man sich denken kann. Nun ist der Zug geordnet. Steffi geht voraus mit seinem Glöcklein, er macht den Petrus. Die schweren Sachen tragen die großen Brüder in das dunkle Haus hinauf. Ganz leise huschen die Englein mit dem Christkind über die verschneite Straße zu dem Hause. Zum Glück hat der kleine Petrus eine Laterne mitgenommen, sonst hätten sie kaum den Weg durch das finstere Stiegenhaus gefunden. Auf der obersten Treppe läutet der Petrus und die Englein singen „Stille Nacht, heilige Nacht!" — Wie gebannt lauschen Trudchen und die Mutter, Linchen erwacht. Ganz selbstverständlich faltete es die Händchen und sagt: „Nun kommt das Christkind zu uns." Die Mutter wandelt wie im Traum zur Türe und öffnet sie. Da wallen sie herein in weißen Kleidern, strahlend vor Freude, über und über beladen mit Herrlichkei.en. Die Mutter ist zurückgetreten und weint hinter Trudchens Bett. Linchen kniet vor das Christkind und hebt seine Händlein zum Gebete auf. Des kranken Schwesterleins Augen glänzen überirdisch und es flüstert: „Christkind, nimm mich mit in den Himmel." Die größeren Engel sind still geworden, Tränen in den Augen ziehen sie sich zurück. Hinter ihnen im Gange stehen die Brüder, die reichen Herrenkinder alle sind tief beschämt und gerührt. Das kleine Christkind allein lächelt noch, es begreift den Lebensernst in diesem armen Raume nicht. Lächelnd reicht es seine Gaben. Dann ziehen die Engel wieder fort, Glück und Freude zurücklassend, Mitleid und Erbarmen in den warmen jungen Herzen forttragend. Der Weihnachtsabend schreitet vorwärts. In der armen Stube ist Lichterglanz und Tannenduft. Jetzt rufen die Glocken zur Mitternachtsmesse. Linchen schläft selig, Trudchen wartet mit großen Augen auf das Christkind, das es in den Himmel holen soll. Die alte Uhr schlägt zwölf.

„Mutti", flüstert das kranke Kind, „Mutti das Christkind kommt" — und schließt die ungetrübten Augen für diese Welt. — Das Christkind ist gekommen, Trudchen jubelt jetzt im Himmel unter seinen Engeln.

J. M.

Präsidentin der Invaliditäts- und Alterskasse. Frl. Emilie Freidrich, Lehrerin, Wettingen (Aargau)

Präsidentin der Krankenkasse: Frl. Lydia Schwarz, Lehrerin, Krießeren (Kt. St. Gallen)